

DIE KÄRNTNER FÜRSTENSTEINE IN DER STRUKTUR DREIER KULTSTÄTTEN

Andrej Pleterski

1. Einleitung und Methode

Bislang wurde die Einsetzung der Kärntner Herzöge vornehmlich als Beschreibung eines historischen Geschehens erörtert. Die Denkmäler, die dabei eine Rolle spielten, betrachtete man vor allem als Ausdruck historischer Ereignisse. Beides führte zu einem Zirkelschluss, der unter neuen Gesichtspunkten ganz und gar unhaltbar geworden ist. Erwähnt sei nur die unendliche Diskussion über das Kärntner Palatinat, wo der Herzogstuhl häufig das Palatinat bewies und dieses wiederum den Stuhl. Es ist nicht meine Absicht, die Debatten über die Einsetzung erneut aufzunehmen, obwohl dies ein höchst interessantes Thema wäre, insbesondere für die Geschichte der Historiographie. Die älteren Werke habe ich nur soweit als nötig herangezogen. Wie die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zeigen, wird man künftig die Diskussion von neuen Ansätzen ausgehend wiederaufnehmen müssen.

Die Forschungsgeschichte bis 1899 stellt Paul Puntschart (1899) dar, für die folgenden 50 Jahre Bogo Grafenauer (1952) mit zwei Zusätzen, die die beiden folgenden Jahrzehnte umfassen (Grafenauer 1962; 1970), den neuesten Forschungsstand faßt Heinz Dopsch (1995) zusammen. Bemerkenswerterweise war in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler nur noch auf einzelne Details gerichtet, als seien die Quellen schon vollends ausgeschöpft, als könnte es keine größeren Verschiebungen in der Erkenntnis mehr geben. Natürlich sagen uns die Quellen nur so viel, wie wir sie zu fragen wissen. Unsere Fragen sind aber abhängig von der gewählten Perspektive. Mein Blickwinkel sind die Archäologie und die Mythologie. Die Quellen, die ich zur Untersuchung herangezogen habe, sind nicht nur schriftliche, sondern auch materielle, meine besondere Aufmerksamkeit galt allerdings der Volksüberlieferung. Alle Quellen versuche ich gleichberechtigt zu behandeln und miteinander zu konfrontieren.

Unter Volksüberlieferung verstehe ich das Wissen, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde, in der Regel in mündlicher Form. Doch zähle ich auch ihre schriftlichen, bildlichen und andere symbolische Aufzeichnungen dazu. Die Quellenkritik ist bei den Schriftlichen am besten entwickelt, denn es handelt sich um eine Mitteilungsweise, der die Menschheit schon seit Jahrhunderten das größte Gewicht verleiht. Allen Quellen gemeinsam ist die grundlegende Frage nach deren Auslegung, nämlich die Frage nach dem persönlichen Anteil des Autors, der sich vom allgemeinen Muster, das er mitteilt, unterscheidet. Wenn uns der Autor und die Umstände der Entstehung seines Werkes zu wenig oder überhaupt nicht bekannt sind, haben wir nicht die von vornherein gegebene Möglichkeit, von der Gesamtheit dessen Teil zu abziehen und so den objektiven Teil der Mitteilung zu bestimmen. Dann bleibt uns ein zweiter Weg. Zunächst müssen wir das Grundgebilde, das Gerüst, die Struktur der Mitteilung erkennen. Da wir immer nach etwas Neuem Ausschau halten müssen, ist ein ziemlich großes Maß an Intuition erforderlich. Beim nächsten Schritt suchen wir nach ähnlichen Strukturen. Je mehr Bestandteile die Vergleichsstrukturen aufweisen, je mehr sie sich decken, desto größer ist die Zuverlässigkeit der Übereinstimmung. Dabei müssen wir oft an den Anfang zurückkehren und mit den durch Vergleiche gewonnenen Erkenntnissen die Ausgangsstruktur verbessern. Verständlicherweise werden wir für die persönlichen Zusätze des Autors keine strukturellen Vergleiche finden. Dies bedeutet jedoch nicht, daß alles, was nicht in eine Struktur einzufügen ist, von selbst subjektiv ist, und vernachlässigt werden kann. Das wäre durchaus eine Fehlentscheidung, denn gerade die unausweichliche Stufe unserer eigenen Erfolglosigkeit kann bei erneuten Versuchen die Quelle neuer Entdeckungen darstellen.

Die Vergleiche der Einsetzung mit der Volksüberlieferung stellte schon Gregor Krek im Kapitel über die Bräuche der Slawen an (Krek 1887, 569 ff, 601 ff). Einen methodisch äußerst wichtigen Versuch führte zu Beginn dieses Jahrhunderts Emil Goldmann durch. Er machte den ersten ernsthaften Schritt zu einer Strukturanalyse, als er im Anfangskapitel die gesamte Kärntner

Herzogseinsetzung und die altindische Zeremonie der Königseinsetzung "rajasuya" verglich (Goldmann 1903, 3 ff). Leider sagte er sich in den folgenden Kapiteln von seiner eigenen Methode los, gliederte die Zeremonie in einzelne Bestandteile auf und suchte dafür (vor allem slawische) Vergleiche. Trotz großer Übereinstimmung mit der Mythologie entschied er sich für eine "weltliche" Erklärung der Zeremonie. Als sein Epigone trat Georg Graber auf, der nur die schlechte Methode, die Aufgliederung in einzelne Teile übernahm und im Gegensatz zu Goldmann eifrig germanische Parallelen suchte (Graber 1919). Beide wiesen in ihren Werken auf zahlreiche Übereinstimmungen auf dem Gebiet der Volksbräuche und der Mythologie hin, die man in Zukunft noch wird überprüfen müssen. Schon auf den ersten Blick zeigen sich interessante Hinweise. Damit "gelang" es Graber, die Andersartigkeit von Goldmanns Ansatz weitgehend zu kompromittieren. Es herrschte der Eindruck, den Bogo Grafenauer prägnant formulierte; der Vergleich mit den Zeremonien, die sich von der, die sie hätten erklären müssen, wesentlich unterscheiden, stifteten sie um diese nur eine unüberschaubare Verwirrung, ihre Methode führt zu nichts (Grafenauer 1952, 207). Dieser Beurteilung könnte man zwar widersprechen, denn das Hauptproblem Goldmanns und Grabers lag darin, daß sie nicht imstande waren das "gute" Material herauszuschälen und es als solches vorzustellen. Die Vorwürfe der Historiker waren so schwer, daß bald niemand mehr einen "nichthistorischen" Ansatz wagte.

In den letzten zehn Jahren kamen drei Forscher unabhängig voneinander zu sehr ähnlichen Feststellungen, daß nämlich die Kärntner Herzogseinsetzung und ihre Plätze mit dem Sakralen, mit der vorchristlichen Ideologie in Zusammenhang stehen (Banaszkiewicz 1986, 42 f, 47, 55; Pleterski 1990; Kahl 1993, 54 f). Die Zeit für einen neuen Versuch ist gekommen. Dabei werde ich Grafenausers Anleitung berücksichtigen. Zur Erklärung von Quellen dürfen nur solche den selben Gegenstand behandelnde und aus derselben sozialhistorischen Epoche stammende Parallelen herangezogen werden (Grafenauer 1952, 207). Sich an die Quellen zu halten, bedeutet, sich pedantisch darin zu vertiefen; die Strukturvergleiche bilden dagegen einen Aufstieg auf die allgemeine Ebene. Als ersten Vergleich habe ich die Einsetzung der irischen Könige herangezogen, weil sie hinreichend dokumentiert ist. Sie hat einen deutlichen mythologischen Hintergrund, sie befaßt sich mit demselben Gegenstand und stammt aus derselben sozialhistorischen Epoche.

Da mir nicht alle notwendigen Schriftzeichen zur Verfügung standen, mußte ich einige Akzente und besondere Buchstaben auslassen. Deswegen sollen meine Textzitate vor allem ein Hinweis auf die primären Veröffentlichungen sein. Ein aufmerksamer Leser wird bei der Schreibung irischer Namen einige Inkonsistenzen bemerken. Dies ist die Folge der Ungewißheit, die in der Literatur herrscht, aus der ich geschöpft habe. Bis die Iren selbst nicht darüber entschieden haben, kann ich nicht klüger sein als sie.

Struktur dreier Kultstätten

Art und Ursache der Erscheinung von Kultstätten in Dreiergruppen habe ich schon an anderer Stelle behandelt (Pleterski 1996). Zur Wiederholung sei an dieser Stelle nur gesagt, daß man an diesen einst eine weibliche, mit dem Gewässer in Verbindung stehende Gottheit, eine himmlische und eine chthonische Gottheit verehrte. Alle drei Orte bilden ein Dreieck, in dem sich einer der Winkel weitgehend $\pm 23,5^\circ$ annähert. Das ist der Winkel zwischen der Erdachse und der Ebene der Erdumlaufbahn um die Sonne (Šprajc 1991, 14), was einen scheinbaren Unterschied in der Sonnenhöhe zur Zeit des Äquinoktiums und beider Sonnenwenden darstellt. Die Gottheiten des Himmlischen und des Irdischen sind auf diese Weise gleichgesetzt mit der Sommer- und der Wintersonnenwende, die Tagundnachtgleiche ist dagegen diejenige Gottheit, die sie verbindet (Pleterski 1996, 182).

In den Beschreibungen der Fürsteneinsetzung treten immer wieder drei Orte auf: Karnburg - Krnski Grad, der Herzogstuhl auf dem Zollfeld - Sveško polje und Maria Saal - Gospa Sveta. Alle drei bilden ein Dreieck (*Abb. 8*), in dem der Winkel, dessen Spitze bei der Kirche der hll. Petrus und

Paulus auf der Karnburg - Krnski Grad liegt, $24 - 25^\circ$ beträgt (den ersten Wert ergeben die Kompassmessungen, den zweiten die geographische Karte 1 : 25000). Damit deutet sich schon die Möglichkeit einer sakralen Struktur ab.

1 Karnburg - Krnski Grad

1.1 Fürstenstein

Die slowenische Benennung "knežji kamen" ist natürlich nur die Übersetzung des deutschen "Fürstenstein", der ebenfalls eine relativ junge Bezeichnung ist, zum erstenmal gebraucht in der Reisebeschreibung Martin Zeilers *Itinerarium Germaniae nov-antiquae* aus dem Jahre 1632 (Puntschart 1899, 16). Nach der Anmerkung von Axel Huber wurde die Name Fürstenstein schon 1612 bei Megiser verwendet.

Im Plan der Karnburg - Krnski Grad, den Baron Karl Hauser (1890, 43, Abb. 1) veröffentlicht hat, ist der letzte Standort des Fürstensteins mit einem Doppelkreis eingezeichnet; dies wird im Text aber nirgends erwähnt (*Abb. 1*). Der Plan stammt von Ingenieur Paul Grueber, der die Stelle nach lokalen Angaben eingetragen hat. Paul Puntschart (1899, 16) wies darauf hin, daß sich zwar im Original des Plans, nicht aber in der Publikation, eine Erklärung für den Kreis finde. Diese in einem umfangreichen Buch versteckte Angabe ist späteren Forschern jedoch offensichtlich entgangen. Die Stelle stimmt mit Pernharts Zeichnung vollkommen überein (z.B. die Veröffentlichung in: Fräss-Ehrfeld 1984, 85), die eine Aufnahme des Zustandes vor der Verlegung des Steins im Jahre 1862 nach Klagenfurt - Celovec darstellt. Die Übereinstimmung konnte noch in diesem Jahr (1996) an Ort und Stelle bestätigt werden. Dennoch hat schon Schleif (1939, Abb.1) den letzten Standort an

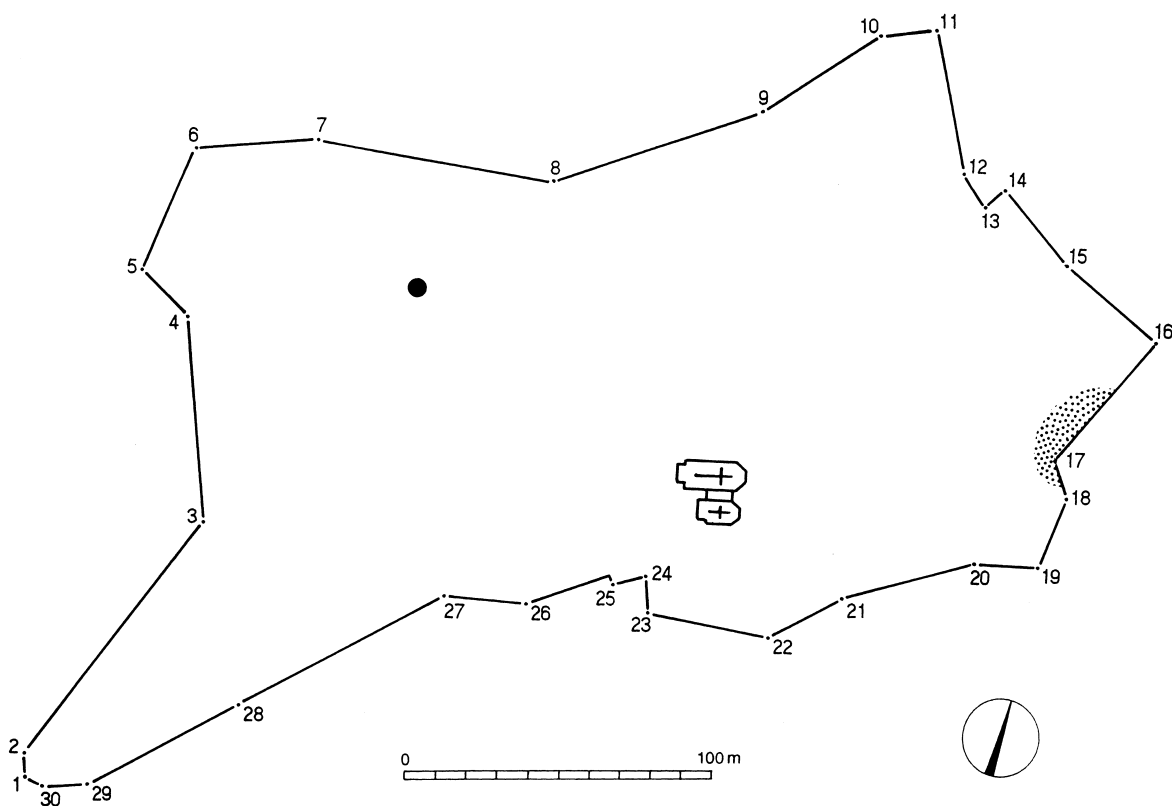


Abbildung 1. Karnburg - Krnski Grad (nach Gruebers Plan, veröffentlicht in: Hauser 1890, 43, Fig. 1). Der schwarze Punkt ist der letzte Standort des Fürstensteins, bevor er nach Klagenfurt - Celovec gebracht wurde. Das Raster kennzeichnet den Platz, wo der Fürstenstein zuvor gestanden hatte. Der Norden von Gruebers Plan ist korrigiert.

der falschen Stelle vermutet, nach ihm wurde der Fehler in die späteren Veröffentlichungen bis heute übernommen.

Hauser schreibt über die Entdeckung der östlichen Befestigungsmauer der Karnburg, die im Spätherbst, höchstwahrscheinlich 1886 (Hausers Bericht ist später entstanden, im Sommer 1887) beim Pflügen freigelegt wurde. Seiner Ansicht nach handle es sich um den Ort, an dem schon früher Römersteine gefunden wurden. Nach Hauser handle es sich dabei um den ursprünglichen Standort des Fürstensteines (Hauser 1890, 40 f). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies der Bereich zwischen den Punkten 16 und 18 in Gruebers Plan (*Abb. 1*), wofür dieser als Quelle die Erzählung Einheimischer anführt, *dass sich dort überall Steine finden und wiederholt ausgegraben werden* (Hauser 1890, 43). Damit stimmt Jabornegg von Altenfels' Bericht überein, daß einige Jahre vor 1837 die römische Inschrift CIL III 4988 beim Pflügen freigelegt worden sei. Wie wir erfahren, kann man die Mauer, die das östliche mit dem südlichen Befestigungswerk verbindet, auf dem Feld wiedererkennen, wo Bruchstücke alter Ziegelsteine, Mörtelbrocken und viele Schieferplatten (!) verstreut liegen. Gerade dort wurde die Inschrift gefunden und an derselben Stelle soll auch vor 50 - 60 Jahren (also um 1777 - 1787) der Fürstenstein gestanden sein. Der Besitzer des Grundstücks stellte ihn dann auf den neuen Platz nordwestlich der Kirche (Jabornegg von Altenfels 1837, 211). Dort begegnen wir ihm in einer frühen Beschreibung aus dem Jahre 1812 (NN 1812, 28). Die Übertragung fand auf dem Besitz der Joklhube statt (Gallenstein 1871, 26). Dieser umfaßte noch 1828 die nördlichen Zweidrittel des Burgwalles bis zum Nordwall und ging etwas über dem Ostwall hinaus (vgl.: Wutte 1941, 358). Schon Hauser zog den Schluß, daß der Stein auf dem Versturz der Befestigungsmauer stand, daher datierte er ihn in vorslawische Zeit (Hauser 1890, 40 f). Wie aus Schleifs Bericht zu ersehen ist, wurde das frühmittelalterliche, überwiegend aus Bruchsteinen von Schieferplatten gebaute Befestigungswerk über den antiken Mauern errichtet (Schleif 1939, 265 ff). Das ist der Versturz, den Jabornegg von Altenfels am einstigen Standort des Fürstensteins gesehen hat. Hausers Schlußfolgerung muß nur insofern korrigiert werden, als der Stein erst auf die frühmittelalterliche Befestigungsmauer gestellt wurde, nachdem diese schon verfallen war. Dieser Ort wird im Bericht von 1871 als Acker auf dem "Blachfeld" bezeichnet, von wo man ihn vor einem Jahrhundert an den Rand der in der Nähe der Pfarrkirche gelegenen Kiesgrube gebracht hat (Gallenstein 1871, 26). Graber erklärt, daß sich das Blachfeld zwischen der Felsstufe von Karnburg - Krnski Grad und dem Südabhang des Ulrichsberges - Šenturška gora in der Richtung von Westen nach Osten erstreckt und östlich sanft gegen das Zollfeld - Sveško polje abfällt (Graber 1919, 53 f). Diese Beschreibung bestätigt erneut Hausers Beobachtungen zum Standort des Fürstensteins auf (oder an) der östlichen Befestigungsmauer.

Damit haben wir die beiden Standorte von 1777/87 und von 1777/87 bis 1862 bestimmt. Die topographische Übersicht könnten wir abschließen, wenn es Simon Martin Mayers Beschreibung nicht gäbe. Am 18. Juli 1820 besichtigte er bei seinem ganztägigen Ausflug auch die Karnburg - Krnski Grad und sah sich auch den Fürstenstein an. Er berichtet: *...er wurde, bei tausend Schritte von demselben gegen Osten entfernt, aus der Mitte eines Feldes hieher gesetzt* (Mayer 1821, 156). Als letzter befaßte sich mit dieser Angabe Puntschart, die er aber offensichtlich mit Jabornegg von Altenfels' Bericht gleichsetzte und daher der Ansicht war, Mayer sei ein Fehler unterlaufen. Darüber hinaus besteht der Eindruck, daß nach Ansicht Puntscharts die Erwähnung des "Blachfeldes" als Ort mit dem von Jabornegg von Altenfels angeführten nicht übereinstimme. So begnügte er sich mit der Feststellung, daß man den Ort, wo der Fürstenstein zur Zeit der Herzogeinsetzung stand, nicht genau bestimmen könne (Puntschart 1899, 15). Seither ist Mayers topographische Angabe aus der Diskussion verschwunden.

Mayers und Jabornegg von Altenfels' Berichte (noch 1871 vervollständigt mit der Angabe des "Blachfeldes"), die aus der mündlichen Überlieferung desselben Ortes schöpfen, unterscheiden sich in den konkreten Einzelheiten so stark voneinander, daß sie nicht von derselben Verlegung sprechen können. Noch das ganze 19. Jh. war der alte Standort auf der Karnburg - Krnski Grad hinreichend bekannt. Mayer ist nicht mit dem Vorwurf zurückzuweisen, daß es sich um einen Irrtum handle. Man muß seinen Standpunkt ernsthaft erörtern. Die Entfernung von etwa 1000 Schritten klingt natürlich

schon ziemlich märchenhaft. Aber gerade die annähernde Angabe - im Märchen wäre sie genau - verleiht ihr Glaubwürdigkeit. Dieser Schritt als Maßeinheit ist kein (halber) Meßschritt vom Beginn des 19. Jhs., den Mayer in seiner Beschreibung zwar gebraucht, sondern der alte Doppelschritt aus der Volksüberlieferung, wie man ihn in Bodešče bei Bled nachweisen konnte (Pleterski 1996, 179 f). Mayer wußte eben nicht, daß unterschiedliche Schrittmaße existieren und übernahm "Volks"-Schritte in seinen Text so, wie er sie vernommen hatte. Die Entfernung beträgt auf diese Weise etwa anderthalb Kilometer. In östlicher Richtung nähern wir uns so Maria Saal - Gospa Sveta und dem Herzogstuhl. Die Lage des letzteren stimmt mit der Angabe überein, es habe sich um die Mitte eines Feldes gehandelt. Die Überlieferung berichtet also höchstwahrscheinlich, daß der Fürstenstein ursprünglich dort gestanden sei, wo sich heute der Herzogstuhl befindet.

1.2 Burganlage und Kirche

Auf die Beschreibung und die genauere Geschichte der Karnburg werde ich hier nicht näher eingehen. Es handelt sich um eine große Burganlage (ca. 330 x 160 m) mit natürlichem Steilhang im Süden und gut erhaltenem Wall im Norden und teilweise auch Osten. Der Bereich war in verschiedenen Epochen besiedelt. In der Spätantike befand sich hier schon eine Befestigung von unbekannter Größe (Ciglencečki 1987, 40). Die erste unmittelbare Erwähnung der Karnburg - Krnski Grad stammt aus dem Jahre 888 *curtis Corantana*, als dort König Arnulf Weihnachten feierte (Kos 1906, Št. 290). Der deutsche Name Karnburg ist schon 1251 als *Chaerenpurch* aufgezeichnet, den slowenischen Namen schrieb Urban Jarnik als *Koroški grad* (Kranzmayer 1958, 116). Die Bezeichnung "Krnski Grad" ist demnach eine neue hochsprachliche Bildung. Auf die alte slowenische Form deutet der Nachbarort Sagrad - Zagrad, 1349 noch Sagretz (Kranzmayer 1958, 184). Der ursprüngliche Name lautete also nur *Grad* oder *Gradec* und bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf den befestigten Bereich noch aus der Zeit vor der Entstehung der karolingischen Pfalz. Darauf deutet nämlich höchstwahrscheinlich der Name des Felsengipfels innerhalb der Burganlage, südwestlich der Kirche der hll. Peter und Paulus - *Kralutzberg* (Mayer 1821, 155). "Kraluc" ist "Kraljevec" ("kralj" = der König), und 983 wird auf der Karnburg - Krnski Grad der *sedes regalis* erwähnt (Kos 1906, Št. 475 und Anm. 4).

Wie archäologische Ausgrabungen aus dem Jahre 1939 ergeben haben, war die Burganlage im Osten fünffach befestigt: mit einer aus Holz und Stein konstruierten Mauer, zwei Palisaden, zwei Befestigungsmauern aus Holz und Erde, und im Inneren standen Holzhäuser. Die Kleinfunde wurden nicht interpretiert, daher gibt es keine genauere Datierung. Das gemauerte Hauptbefestigungswerk steht auf der Versturzschiene (spät?)antiker Mauern und wurde bei einem Großbrand zerstört. Die übrigen vier Befestigungssysteme weisen keine Brandspuren auf (Schleif 1939, 265 ff). Dieser Befund widerspricht der Auffassung Schleifs, das gesamte Befestigungssystem sei mit einem Schlag entstanden. Die Errichtung der Befestigungsmauern aus Bruchsteinen und Holzbalken ist bei frühmittelalterlichen slawischen Burganlagen häufig anzutreffen. Die niedergebrannte Mauer, die sich an höchster Stelle befindet, ist wahrscheinlich älter als die darunterstehenden, weil sich an ihnen infolge von Erosion eine Brandschicht angesammelt hätte. Daraus könnte man schließen, daß die niedergebrannte Burganlage später auf andere Weise wiederaufgebaut wurde.

Die Kirche der hll. Petrus und Paulus wird in der Literatur immer wieder als karolingisch bezeichnet, jedoch ohne ernste fachliche Begründung. Zweifel läßt schon das romanische Relief der segnenden Hand aufkommen, die als Spolium in die Nordwand eingemauert ist. Für die Existenz einer sehr frühen Kirche an dieser Stelle spräche das Bruchstück eines Flechtwerksteins, den Kurt Karpf wie alle anderen in Kärnten befindlichen mit guten Argumenten allgemein in die Zeit vor 828 datiert (Karpf 1994), unter der Bedingung, daß der Stein von Anfang an von der Karnburg - Krnski Grad stammt (vgl. Johannson - Meery 1993, 70). Die Kirche der hll. Petrus und Paulus findet vielleicht zum erstenmal 927 unmittelbare Erwähnung - *ad sanctum Petrum in civitate Carantana* (Kos 1906, Št. 369), unter der Bedingung, daß *civitas* hier nicht Verwaltungsgebiet bedeutet.

Ungeachtet dessen, ob die jetzigen Kirchenmauern vollständig oder nur teilweise noch aus dem frühen Mittelalter stammen, muß die Richtung des Kirchenschiffes alt sein. Sie zeigt nämlich genau auf den Herzogstuhl, also auf die benachbarte heilige Stelle der Dreiergruppe. Wie der momentane Forschungsstand zeigt, haben eine solche Richtung nur Kirchen aus der Christianisierungszeit, die die heidnischen Kultstätten ersetzen: z.B. auf der Bleder Insel, der hl. Georgius in Legen bei Slovenj Gradec (Pleterski 1996).

2. Zollfeld - Sveško-Gospovetsko polje, Ort des Herzogstuhls

Der slowenische mundartliche Name lautet Sveško polje (Kranzmayer 1958, 218), was darauf hindeutet, daß es sich bei Gospovetsko polje um eine neue hochsprachliche Bezeichnung handelt. Sowohl "sveški" als das benachbarte "Svatne" gehen aus dem Wort "svet = sanctus, divinus, sacer" hervor (vgl.: Snoj 1995, 349; Kranzmayer 1958, 218), was auf die Kultbedeutung des Ortes hindeutet.

Die Zollfelder Steine haben noch keine moderne Gesamtveröffentlichung erlebt, das ist eine Aufgabe für die Zukunft. Keiner von ihnen hat das ganze Mittelalter hindurch eine feste Bezeichnung. Die meistgebrauchten Wörter sind allerdings "Stein" und "Stuhl".

2.1 Artefakt- und topographische Analyse

2.1.1 Herzogstuhl - Bau

Die slowenische Bezeichnung "vojvodski stol" oder auch "prestol" ist lediglich die Übersetzung des deutschen Wortes "Herzogstuhl", dieses stellt ebenso ein durchaus neuzeitliches Kompositum dar, das wenigstens schon seit 1814 in Gebrauch ist (vgl.: Puntchart 1899, 27, 30).

Zu Beginn der 30er Jahre des 19. Jhs. begutachteten Martin Mayer und Johann Kumpf den Stuhl und schrieben darüber einen Bericht. Sie stellten fest, daß der Herzogstuhl schon früher einmal übersetzt oder neu aufgerichtet worden sein müsse, wie seine Fügung und die mehrfachen Klammern andeuten (Wutte 1929, 49) Die Klammern sind schon auf Megisers 1612 publizierter Zeichnung zu erkennen (Mal 1942, Abb. 11), die er bei seiner Besichtigung des Denkmals 1609 anfertigte (Moro 1967, 102).

Bei der Restaurierung im Jahre 1834 entstand auch ein genauer Bericht des Grafen Rudolf Goëß. Den Hauptteil des Textes und die Zeichnungen des Herzogstuhls veröffentlichte Gotbert Moro (1967, 109 f, Tafel 8; Moro 1967a, Abb. 9). Das Denkmal versackte schon stark in den weichen, ständig feuchten Boden. Die Unterlage bildete aufgeschwemmter Schotter, den eine Schicht Dammerde bedeckte, die die Quellen des östlichen Hügellandes und von Westen die des Glanflusses anschwemmten. Die Inschrift auf der nördlichen Stütze befand sich nicht mehr vollständig über dem Erdboden. Die Platten waren schon sehr in verschiedene Seiten verschoben und das Denkmal drohte zu zerfallen. Alle Stücke wurden auseinandergenommen, gemessen und gezeichnet, und dann wieder erneut zusammengesetzt, ohne daß die ursprüngliche Form und Richtung geändert wurde. Die alten beschädigten Stellen und Spalten wurden mit einer Füllmasse gekittet und mit Eisenklammern verbunden (*Abb. 2*). - Bei aller Sorge für die ursprüngliche Anordnung der Steine ist es unwahrscheinlich, daß man die Stützen der zentralen Hinterplatte so nahe zusammengestellt hätte, so daß man dann dazwischen keinen Westsitz hätte einfügen können. Dieser stand also schon vor der Restaurierung von der Platte entfernt.

Wie Gotbert Moro feststellte, hat der jetzige Westsitz seine eigene Rückenlehne (Moro 1967, 101), die zwar nicht ausgeprägt ist, aber eine selbständige Verwendung des Sitzes beweist, denn man hätte sonst als Lehne die Platte verwenden können, die der Westsitz auf der Rückseite hat.

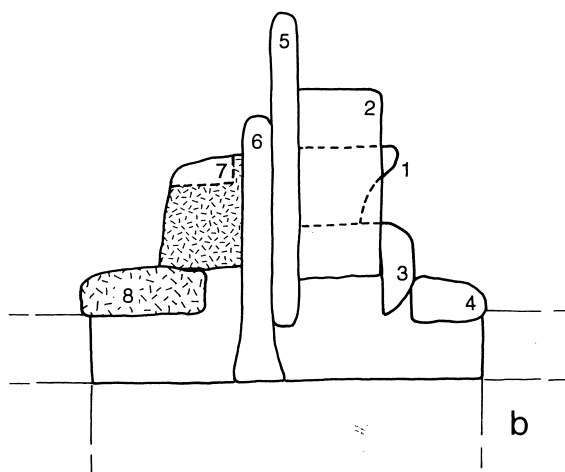
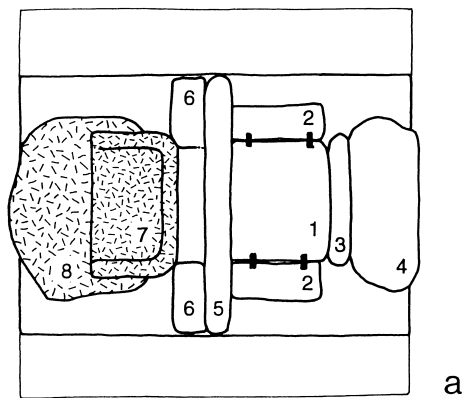


Abbildung 2. Der Herzogstuhl auf dem Zollfeld - Sveško polje (Goëß' Zeichnung von 1834, veröffentlicht in: Moro 1967a, Abb. 9). 1 - Ostsitz, 2 - Armlehnen, 3 - Stufe, 4 - Stufe, 5 - Rücklehne, 6 - Stützpfeiler, 7 - Westsitz, 8 - Stufe. a - Draufsicht, b - Seitenansicht. Die Rechtecke kennzeichnen die Unterlage, die Goëß errichtet hat. Das Raster kennzeichnet den später hinzugefügten Teil. Ohne Maßstab.

Auf zahlreiche bedeutende Details haben in ihrem geologischen Bericht Wolfgang Fritsch und Friedrich Hans Učík (1967) hingewiesen. Der Ostsitz war, wie sie feststellen konnten, in Form eines Kapitells nicht vollständig, weil bei der Lehne ungefähr ein Fünftel davon fehlt (Fritsch, Učík 1967, 446 ff). Der Westsitz ist zwischen die Stützen der Rückenlehne eingekleimt, jedoch reicht er nicht ganz bis dorthin (Fritsch, Učík 1967, 448). So gibt es zwischen dem Westsitz und der Lehne einen Spalt. Auch die Stufe unter dem Westsitz ist im Unterschied zu den übrigen Steinen des Stuhls, die mehr oder weniger deutlich bearbeitet sind, nahezu unbearbeitet. Daraus folgern sie, daß der Westsitz mit seiner Stufe dem Stuhl erst nachträglich beigelegt wurde (Fritsch, Učík 1967, 449 f). Alle Blöcke, mit Ausnahme des Westsitzes, finden ihrer Meinung nach sekundäre Verwendung, denn sie zeigen z. T. Bearbeitungsspuren, die in keinerlei Zusammenhang mit der heutigen Verwendung der Steine stehen (Fritsch, Učík 1967, 450). In geologischer Hinsicht besteht die Möglichkeit, daß alle drei Marmorblöcke - ausgenommen die beiden Sitze - aus demselben Steinbruch, höchstwahrscheinlich aus Kulmberg und Seebichl bei Kraig mit alten römischen Steinbrüchen stammen (Fritsch, Učík 1967, 451 f). Der Ostsitz stammt wahrscheinlich aus dem noch römischen Marmorsteinbruch Gummern, der Westsitz ist dagegen aus einem Konglomerat gemeißelt, wie man ihn vor allem im Bereich der Sattnitz finden kann (Fritsch, Učík 1967, 452). Auch diese Angaben bestätigen den Gedanken, daß der Westsitz schon ursprünglich als selbständiger Sitz konzipiert wurde.

2.1.2 Herzogstuhl - Entstehungszeit der Bestandteile

Die einzelnen Steine des Stuhls lassen Verwendungsspuren in verschiedenen Zeiten erkennen. Über die älteste gibt eine Analyse Auskunft, die für die nördliche Stütze der Rückenlehne Rudolf Egger durchgeführt hat (1967). Nach seinen Erkenntnissen wurde der Stein schon in römischer Zeit

mindestens zweimal verwendet. Zum erstenmal um Jahre 100 höchstwahrscheinlich als Teil einer Schrankenplatte eines Heiligtums, als die Inschrift VERI entstanden ist, und zum zweitenmal im 3. Jh. als Basis für einen Altar, als die Inschrift MASVETI VERI entstanden ist (Egger 1967, 454 ff; CIL III 4941). Das erhärtet zugleich die Vermutung, daß die Mehrzahl der Steine aus dem römischen Versturz des benachbarten Virunum stammt.

Die zweite Inschrift, die oben auf der Rückenlehne des Ostsitzes steht, betrachtete Theodor Mommsen als mittelalterlichen Titel, obwohl er zugeben mußte, daß es ihm, wie seinen Vorgängern, nicht gelungen sei, sie richtig zu lesen - *Praeterea in dorso eiusdem sellae adest titulus medii aevi, qui ut recte legeretur, neque prioribus successit nec mihi* (CIL III 4941). Ernst Klebel sammelte paleographische Vergleiche zu der Inschrift, weswegen er die Ansicht vertrat, daß sie aus Buchstaben bestehe, die zur gotischen Majuskel oder Unziale gehören, wie sie in entwickelter Form in Kärnten vor allem im 14. Jh. für Inschriften verwendet wurde (Klebel 1940, 98). Die Frage, ob es sich um eine Inschrift handelt, die noch zusätzlich umgemeißelt worden war (Moro 1967a, 439), bleibt offen. Auf jeden Fall war Klebel der Überzeugung, daß Rudolf IV. seinen Namen einmeißeln ließ (Klebel 1940, 98, 126 f), eine Überzeugung, die schon 1564 vertreten wurde, aber mit der tatsächlich größeren Buchstabenzahl nicht ganz übereinstimmt (Puntschart 1899, 25 f).

Schon nach Martin Wutttes Ansicht muß das Würfelkapitell des Ostsitzes (*Abb. 3: 1*) einer verfallenen romanischen Kirche (Maria-Saal ?) entnommen worden sein (Wutte 1929, 51). In die ältere, karolingische Zeit versuchte es Karl Ginhart (1967) zu datieren. Er bestimmte es als *eine Art vorromanisches Kapitell*. Denn wenn es sich um ein richtiges Kapitell gehandelt hätte, hätte es zu einer Säule gehören müssen. Wie Ginhart schreibt, gab es nun weder in Karantanien noch in Friaul um jene Zeit irgendwo eine so große Säule. Für die karolingische Zeit kennt er im Heimatgebiet keine Kirche mit so großen Säulen (Ginhart 1967, 460). Schon an dieser Stelle hätte er erkennen müssen, daß sein Erklärungsmodell unbrauchbar ist. Trotz verfehltm Ansatz versuchte er die Beweisführung zum Abschluß zu bringen. Wie er feststellt, haben karolingische Kapitelle des späten 8. und des 9. Jhs. eine ähnliche Form und sind größtenteils mit einem Relief verziert (Ginhart 1967, 461 f, *Abb.: 2-7*). Eine Lösung suchte er in der Erklärung zu finden, daß es sich bei dem Ostsitz überhaupt um kein Kapitell handelt. Er schreibt: *...der Steinmetz meißelte einen großen Marmorblock, den er aus den Trümmern der Stadt Virunum geholt hatte, zu einem Gebilde in der Art eines Kapitels zurecht. Der untere Einzug sei notwendig für das Zurücksetzen der vermutlich gesporneten Stiefel des Herzogs*. Da es sich aber um kein richtiges Kapitell gehandelt hat, wurde es nicht geschmückt. Als man den Sitz in den Stuhl einbauen wollte, sah man, daß er zu groß geraten war, daher mußte man ihn hinten um ein Viertel verkleinern. Die Einsatzstellen auf den oberen Vorderecken (*Abb. 3: 1b*) sollen als Stützen für Stäbe gedient haben, die den Baldachin tragen sollten. In der Spalte zwischen dem Westsitz und der Rückenlehne sollten sich vermutlich die hinteren Baldachinstäbe befunden haben (Ginhart 1967, 462 f).

Die Erklärung, der es nicht an Phantasie fehlt, weist schon in der logischen Ausführung selbst Fehler auf. Der Steinmetz, der den Sitz eigens für den Stuhl hätte meißeln und sogar so genau sein sollen, daß er Raum für die Sporen des Fürsten vorgesehen hätte, hat sich um ein Viertel bei der Tiefe der Sitzfläche geirrt, was unwahrscheinlich ist. Wenigstens drei Tatsachen widersprechen Ginharts Erklärung. Der Sitzblock besteht aus einem anderen Gestein und stammt aus einem anderen Steinbruch als die römischen Stuhlspolien. Man hat ihn also anderswo erhalten. Die beiden anderen Einzelheiten zeigt die Zeichnung des Ostsitzes, die Raimund Schnablegger erstellt und bei Moro veröffentlicht hat (Moro 1967a, *Abb. 12*). Auf der Sitzfläche sind vier Einsatzstellen konzentrisch angeordnet (*Abb. 3: 1a*). Ein absichtlich hergestellter Sitz hätte sie nicht gebraucht. Man benötigt sie allerdings bei der Verbindung mit dem Nachbarblock. Ein ebenso gut erkennbares Detail ist, daß auch die den Augen verborgenen, letzten, unteren Ecken (*Abb. 3: 1c*) abgeschrägt sind (Moro 1967a, *Abb. 12*). Der Fürst hat seine Sporen gewiß nicht dort hineingesteckt! In Wirklichkeit handelt es sich um die Reste einer ursprünglichen, durchaus symmetrischen Form eines regelmäßig gestalteten Kapitells. In den Sitz wurde es sekundär eingebaut, wie das Spolium.

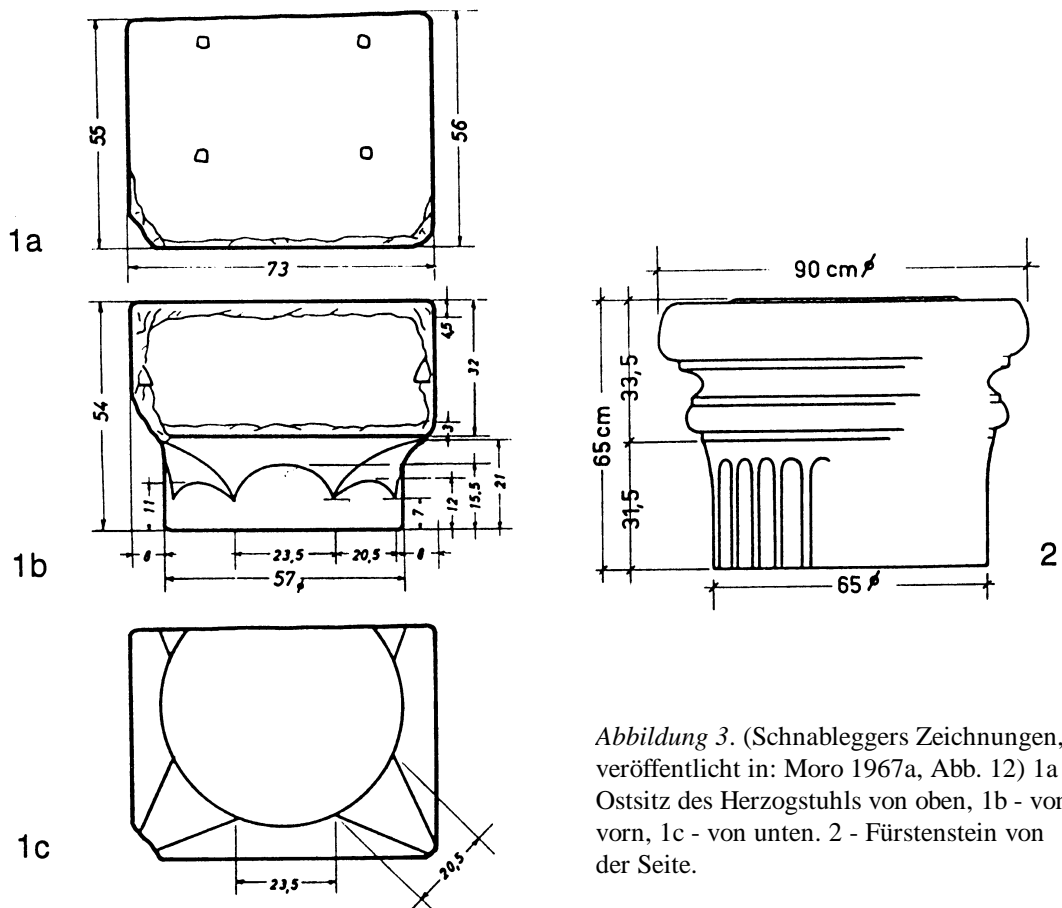


Abbildung 3. (Schnableggers Zeichnungen, veröffentlicht in: Moro 1967a, Abb. 12) 1a - Ostsitz des Herzogstuhls von oben, 1b - von vorn, 1c - von unten. 2 - Fürstenstein von der Seite.

Solche Kapitellformen kennt nicht nur die Karolingerzeit, wir begegnen ihnen noch Jahrhunderte später. Nebenbei erwähnt seien das mit keinem Relief verzierte romanische Kapitell vom Petersberg in Friesach - Breže vom ersten Viertel des 13. Jhs. (Biedermann 1996, Abb. 19), die reliefverzierten romanischen Kapitelle von der Mitte des 12. Jhs. in Seckau (Kubes 1976, 492, Abb. 42), aus Stična in Slowenien (Zadnikar 1959, 58 ss, Sl. 18) und noch ein reich verziertes aus der Stadt Nardo in Süditalien aus dem Jahre 1230 (Buschhausen 1978, 302, Abb. 904). Weniger massive treten sogar noch in der Renaissance auf, wie z.B. in der Marienkirche in Jarenina (Klemenčič 1995, 35, Abb. 6) und in der Alten Burg oberhalb von Gmünd. - Das Kapitell des Herzogstuhls ist so viel wahrscheinlicher im 12. oder in der ersten Hälfte des 13. Jhs. entstanden, in der Zeit, als auch in Kärnten schon einige richtige romanische Kathedralen mit großen Kapitellen standen. Auch Maria Saal - Gospa Sveta könnte sich darunter befinden. Da sie aber schon im 15. Jh. durch das jetzige Gebäude ersetzt wurde, war das 14. Jh. die Zeit, in der von dort ein Kapitell hätte stammen können.

Das Bestehen oder Nichtbestehen eines mutmaßlichen Baldachins beweist eigentlich in keinerlei Hinsicht das Alter des Stuhles, nicht einmal seines Baus. Wer schon einmal ein Zelt aufgestellt hat, weiß, daß man für die Stäbe keine Einsatzstellen im Boden benötigt; wesentlich ist, wie wir die Pflöcke einschlagen und die Seile spannen. Ich persönlich würde mich bei der Aufstellung eines Baldachins nicht entschließen, die Stäbe auf zwei ungewisse Einsatzstellen an den Ecken des Sitzes zu stützen, sondern würde sie ganz einfach auf den Boden stellen. Auch deshalb glaube ich nicht, daß die Spalte für den Westsitz funktional bedingt ist, noch weniger, daß sie einen Beweis dafür bietet, daß der Stuhl ursprünglich als Einheit mit zwei Sitzen entstanden ist, wie Bogo Grafenauer (1970, 118) angenommen hat. Obwohl sein Hauptargument Ginharts Beweisführung ist, hat er dabei übersehen, daß auch dieser gesteht, dass *der anscheinend ältere "Pflazgrafensitz" wurde angefügt* (Ginhart 1967, 466).

Der jüngste Bestandteil des Stuhls ist also sein Ostsitz, ohne den es den Stuhl gar nicht gäbe, und daher stellt er den *terminus post quem* für die Entstehung des Denkmals dar. Der *terminus ante*

quem oder sogar der *terminus ad quem* ist die Inschrift auf der Lehne. Der Sitz und die Inschrift begrenzen die Entstehung des Stuhls in die Zeit von der zweiten Hälfte des 13. Jhs. bis zur zweiten Hälfte des 14. Jhs. Wenn wir das Kapitell noch einige Zeit an der ursprünglichen Stelle in der Kirche belassen, müssen wir uns überhaupt auf das 14. Jh. beschränken.

Die Form des Westsitzes ist so einfach, daß sie auf Anhieb keine Anhaltspunkte für eine Datierung bietet. Ein ähnlich gestalteter Stuhl ist mir momentan nicht bekannt. Stühle des Früh- und Hochmittelalters, wie sie auf Darstellungen abgebildet sind, oder wie sie als Steinthrone von Heiligen oder hohen kirchlichen Würdenträgern erhalten sind, haben in der Regel eine gerade Sitzfläche, die gewöhnlich mit Stoff und häufig mit einem weichen kleinen Kissen bedeckt ist. Die erhöhten Seitenteile des Westsitzes und die dazwischenliegende, kreisförmige Einsatzstelle (Abb. 4: a) sind so scheinbar ziemlich einmalig. Aber was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, das war die

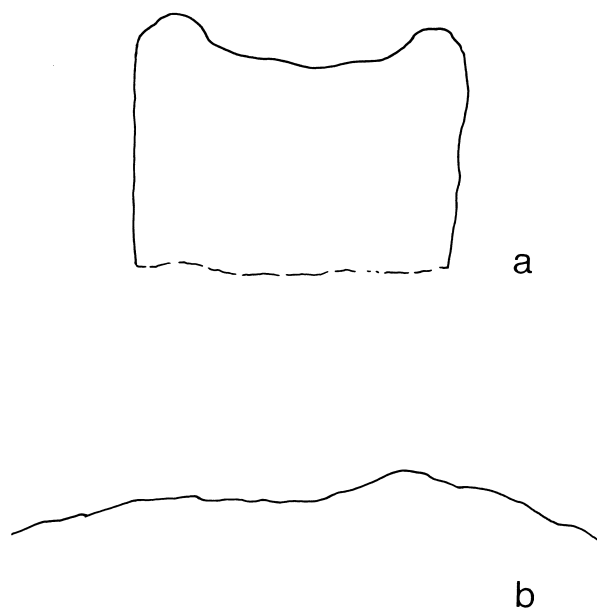


Abbildung 4. a - Umriß des Westsitzes des Herzogstuhls von vorn, b - Umriß des Berges Stol in den Karawanken, Ansicht vom Tal von Süden. Ohne Maßstab.

Form der Berge und Hügel mit den Namen Stol, Stojna. In der Regel haben sie zwei gleichgroße Gipfel mit einem dazwischenliegenden flachgeneigten Sattel (Abb. 4: b). Ihr Umriß gleicht dem Frontrand des Westsitzes des Herzogstuhls. Diese Ähnlichkeit kann ich mir nur auf die Weise erklären, daß die Form für das Aussehen eines altslawischen Stuhls charakteristisch ist. In der Tat bedeutet das slawische Wort *stol* Stuhl, Bank, Tisch, was auf die Zeit hindeutet, als den Hauptteil der Möbel eines altslawischen Hauses eine niedrige Bank darstellte, die man zum Schlafen, Sitzen sowie beim Essen und Arbeiten verwendete. Jedoch ist *stol* in seiner heutigen Bedeutung als Stuhl allgemein in der slawischen Welt bekannt (Furlan 1995, 319 f). Das bedeutet, daß es zur Herausbildung des Stuhls als besonderes Möbelstück schon spätestens zur Zeit der großen slawischen Auseinandersiedlung gekommen ist. Danach wurden auch die Berge benannt, die die Slawen in der neuen Heimat vorgefunden hatten. Auch den Regebogen, der kreisförmig ist, nannten sie *božji stol* - göttlichen Stuhl (Furlan 1995, 319). All das setzt die Entstehung des Westsitzes in den slawischen Kulturkreis des frühen Mittelalters.

Moro machte auch die interessante Beobachtung, daß eine gewisse Parallelität zwischen dem Fürstenstein und dem Ostsitz bestehe, und zwar dass der Sitzfläche in beiden Fällen als Fuß ein Säulenstumpf dient (Abb. 3). Daraus zog er den Schluß, man habe für den Ostsitz absichtlich ein Kapitell ausgewählt, um damit den älteren Fürstenstein zu ersetzen (Moro 1967a, 439 f). Seine Idee fand bislang keine Beachtung, obwohl es sich um eine sinnvolle Erklärung der Tatsache handelt, daß der Ostsitz kein römisches Spolium ist wie die anderen Teile des ursprünglichen Herzogstuhls. Der Grund dafür war aber gewiß nicht im Fehlen römischer Trümmer zu suchen, die Entscheidung mußte

beabsichtigt gewesen sein. In Verbindung mit der Übersetzung des Fürstensteins auf die Karnburg - Krnski Grad ist Moros Erklärung sogar die einzig logische. - Daraus können wir mehrere Schlüsse ziehen: der Herzogstuhl (mit einem Sitz) ersetzte den Fürstenstein, (höchstwahrscheinlich) deshalb wurde dieser vom ursprünglichen Standort entfernt und auf die Karnburg - Krnski Grad gebracht, der Herzogstuhl wurde (höchstwahrscheinlich) an den ursprünglichen Platz des Fürstensteins gestellt.

2.1.3 Gebäude unter dem Stuhl

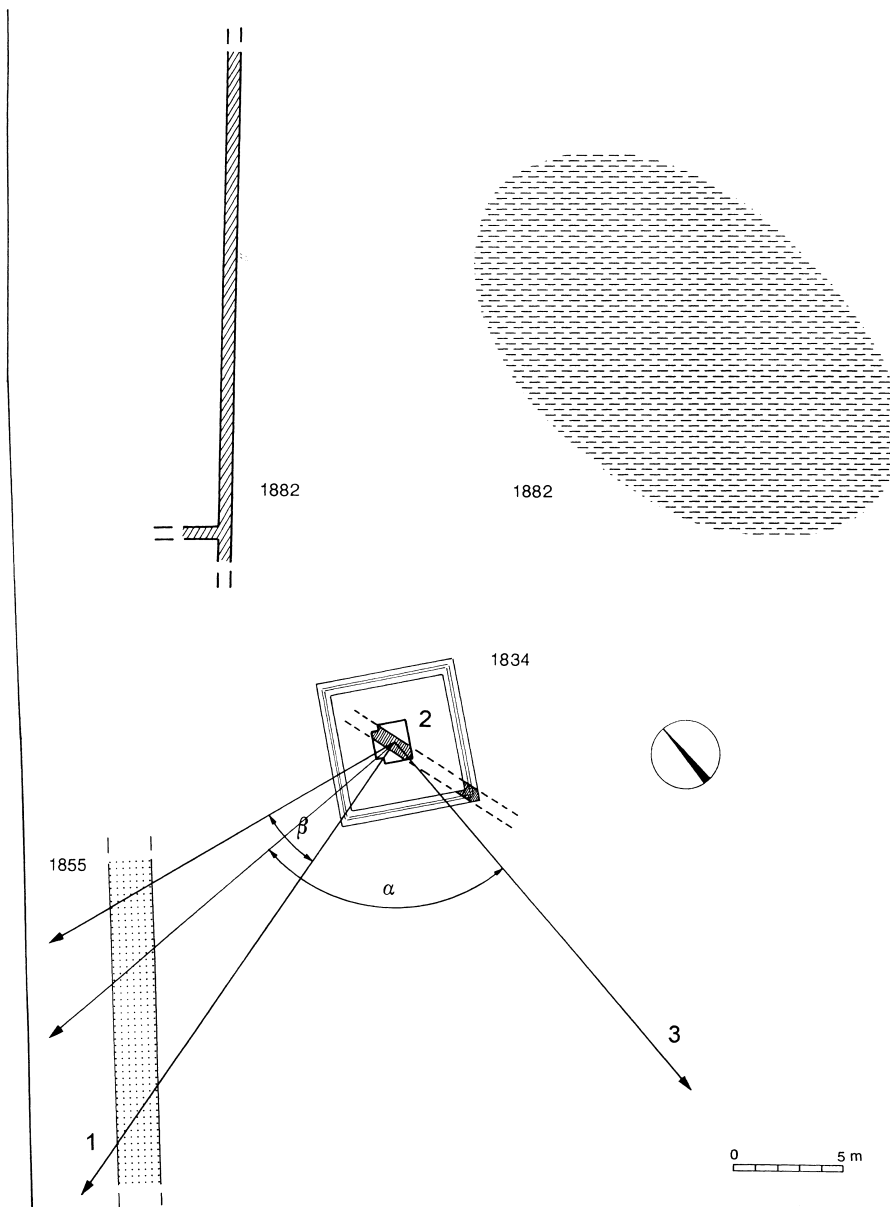


Abbildung 5. Archäologische Funde beim Herzogstuhl α , β - im Text erklärte Winkel; 1 - Richtung Karnburg - Krnski grad; 2 - Grundriß des Herzogstuhls und des umgebenden Zauns; 3 - Richtung Maria Saal - Svatne; 1834 - Rekonstruktion von Goëß' Funden; 1855 - Rekonstruktion des Ortes, wo die Meilensteine gefunden wurden; 1882 - Pichlers Grabungen, mit einem Raster gekennzeichnet ist der Bereich, wo er zwei Ausgrabungen östlich des Herzogstuhls durchgeführt hat.

Laut Bericht von Goëß aus dem Jahre 1834 (in: Moro 1967, 110) wurden unter dem Stuhl Grabungen durchgeführt. Es wurden bis in 4. Fuß Tiefe (=1,26 m) nur einzelne Bruchsteine in

Schotter zerstreut, mitunter auch zerstreute Klumpen von Kalkmörtel gefunden. In vorbesagter Tiefe erreichte man eine feste, aus großen in Kalkmörtel gelegten Bruchsteinen bestehende Mauer (Abb. 5). Diese feste alte Mauer wurde zur Grundlage für die unter den Monumente auszuführende Fundamentmauer gewählt. Beim Ausheben der Erde für die Fundamentmauer in der südöstlichen Ecke des von der Fundamentmauer gebildeten Viereckes stieß man in zwei Fuß Tiefe (=0,63 m) wieder auf die oben erwähnte, aus großen Bruchsteinen erbaute Mauer. Aus diesem alten Mauerwerk wurde beim erdausgraben kein merkwürdiger Gegenstand gefunden, obgleich man sorgfältig zu Werke ging, um allenfalls Denksteine mit Inschriften, Geräte, Münzen und dergleichen zu finden (Wutte 1929, 51). Wie die Ruine der in einer Höhe von mindestens 0,63 m erhaltenen Mauer erkennen läßt, war man auf Gebäudereste gestoßen. Für das Fehlen jeglicher Kleinfunde gibt es zwei Erklärungen: Das Gebäude wurde nach sehr kurzer Benutzungszeit verlassen oder die Arbeiter von Goëß hatten nicht tief genug gegraben, um die Trümmerschicht zu durchbrechen und bis zur alten Benutzungsoberfläche zu gelangen. Der Stuhl wurde demnach auf alte Trümmer gestellt, höchstwahrscheinlich römische.

2.1.4 Zwei Meilensteine und das Problem der Römerstraße

Die Beschreibug des Glaneggerischen Teils des Zoller Gerichtes beginnt 1570 folgenderweise: *im Zollfeldt, alda ist ain marchstain gewest, welicher aber ausgeworfen worden*, und endet gerade dort auf demselben *ausgeworfnen marchstain neben dem Khunigstuell* (Wutte 1912, 19 f). Die Beschreibung der Grenze des Landgerichtes Zoll beginnt und endet 1601 auf dem *Königstuell* (Wutte 1912, 131 f). Den herausgeworfenen Markstein können wir uns als länglichen Stein vorstellen, der auf dem Boden lag. 1601 war er offensichtlich nicht mehr zu sehen, denn sonst wäre die Grenze nicht bis zum Stuhl selbst verschoben worden.

Mayer und Kumpf berichten Anfang der 30er Jahre des 19. Jhs. von einem Steinbruchstück, das nördlich vom Stuhl so gelegen habe, daß man es hätte ausgraben müssen. Ihrer Ansicht nach handle es sich um den Stein, auf dem Wolfgang Lazius gelesen und 1551 die Inschrift DN. DVX DOMIT. (Wutte 1929, 49; Puntchart 1899, 26) und 1557 DVX DOMITI (Puntchart 1899, 26) geschrieben habe. Schon bald nach Ihnen, im Jahre 1834, erwähnt Goëß den Stein nicht mehr und auch in den späteren Beschreibungen taucht er nicht auf. Da Mayer und Kumpf auf dem Stein eine Inschrift erwarteten, mußte er Bearbeitungsspuren aufweisen. Darüber hinaus mußte er sehr nahe am Stuhl gelegen haben, weil sie ihn als dazugehörig aufgefaßt hatten. Da er aber in dem sonst sehr genauen Bericht von Goëß keine Erwähnung findet, erscheint mir die Erklärung, daß es sich um eine abgefallene Platte des Herzogstuhls gehandelt hat, sehr plausibel. Auf Friedrich Hans Ucijs Skizze ist der Bruch der linken Armlehne beim Ostsitz mit Beschriftung und Pfeil gekennzeichnet (Fritsch, Ucik 1967, Abb. 1). Das könnte eine alte Beschädigungsspur sein, weswegen der obere Plattenteil auf die nördliche Außenseite des Stuhles gefallen sein konnte und dort allmählich im Boden versank. Das würde sowohl mit Mayers und Kumpfs Bericht als auch mit Goëß übereinstimmen, wenn er behauptet, die Beschädigungen des Denkmals vor der Restaurierung *ließen befürchten, daß die losen Steine weggeführt und verschleppt werden könnten* (Moro 1967, 109, & 15). Ein solch "loser Stein" war demnach höchstwahrscheinlich eine Platte - der obere Teil der linken Armlehne, die Mayer und Kumpf gesehen haben, und die Goëß später an den ursprünglichen Platz stellte. Davon zeugt auch Goëß' Versicherung, daß beim Zerlegen des Denkmals nicht die geringste Beschädigung eines Steines geschah (Moro 1967, 109, § 18). Dann sagt er ausdrücklich: *Alte, schon seit vielen Jahren bestandene Schäden an der Mittags-Seite des Herzogsitzes, und an seiner mitternachtseitgen Armlehne wurden mit guter Steinkitte ausgebessert, und mit eiserner Klammer vereint* (Moro 1967, 109, § 19).

Als man Anfang November 1855 um den Stuhl Kastanienbäume pflanzte, entdeckte man zwei römische Meilensteine. Sie steckten 2 bis 3 Klafter (= 3,8 - 5,7 m) von der Straße in einer Tiefe von 3" Fuß (= 1,1 m). Sie lagen kreuzweis über einander. Bei der Entdeckung bemerkte man bei einem

eine Inschrift, auf dem anderen dagegen nicht (NN 1855, 115). Theodor Mommsen ist es gelungen, die Inschrift auf beiden im großen und ganzen zu entziffern. Der erste (CIL III, 5709) wurde eine Meile vom Ausgangspunkt, eben in Virunum, aufgestellt, zur Zeit des Kaisers Tiberius Claudius Nero in den Jahren 41 - 54 n. Chr., höchstwahrscheinlich zur Zeit des großen Straßenbaus im Staat in den Jahren 46/47 (Winkler 1985, 46). Der zweite (CIL III, 5710) ist zur Zeit des Kaisers Valerius Licinianus Licinius 308 - 324 entstanden, die Entfernung ist unleserlich. Gerhard Winkler erwägt die Möglichkeit, daß ein Teil der Inschrift absichtlich gelöscht wurde. Das würde auf den Krieg mit Konstantin im Jahre 314 hindeuten und den *terminus ante quem* darstellen (Winkler 1985, 60).

Die Steine, die sich jetzt im Lapidarium des Klagenfurter Landesmuseums befinden, haben eine sehr ausgewaschene Oberfläche und kaum lesbare Buchstaben, weswegen sie lange Zeit im Freien gestanden haben mußten. Es bietet sich eine Verbindung mit dem ausgeworfenen Markstein im Jahre 1570 an. Der liegende Meilenstein entspräche ihm durchaus. Da sie 1855 übereinander lagen, war 1570 wahrscheinlich nur noch der obere zu sehen und 1601 nicht einmal mehr dieser, weil darüber schon Gras gewachsen war. Auf ein allmähliches, hintereinander erfolgtes Versinken der Steine würde auch die Tatsache hindeuten, daß der jüngere Meilenstein (CIL III, 5710) schlechter lesbar ist. Er wäre demnach der obere von beiden gewesen und hätte somit länger an der Oberfläche gelegen. Im Zusammenhang mit einer solchen Erklärung könnte die Ansicht von Kumpf und Meyr zutreffen, daß Lazius noch eine unbekannte Inschrift gelesen habe. Es stimmt zwar, daß Lazius Domician als Begründer der Fürsteneinsetzung auch epigraphisch beweisen wollte, aber den Vorwurf von Willkür (Puntschart 1899, 26) müßte man vielleicht etwas abmildern. Eine ganz andere Entzifferung der bekannten Inschriften auf dem Herzogstuhl hätte sich Lazius, wollte er glaubwürdig sein, nicht erlauben können. Aus VERI, MASVETI VERI und der Inschrift über dem Ostsitz, wofür man damals (1564) der Überzeugung war, daß sie RVDOLPHVS DUX (Puntschart 1899, 26) lautete, konnte er nicht zu DN. DVX DOMIT modifizieren, ohne daß es klar auf der Hand gelegen hätte, daß er sie sich ausgedacht hatte. Aber die ausgewaschene Inschrift auf dem Meilenstein (CIL III, 5710) würde mit etwas gutem Willen seinen Vorstellungen entsprechen: IMP DN VAL LICIN... (weiter unleserlich). So scheint sich Lazius vielleicht doch auf eine wirkliche Inschrift gestützt zu haben, die natürlich nicht auf dem Stuhl, sondern neben dem liegenden Meilenstein gestanden hatte.

Wie waren nun die Meilensteine 1855 in eine Tiefe von gut einem Meter gekommen? Bei der angeführten Tiefe muß man natürlich an die Grubensohle denken, das heißt, daß sie bis dorthin reichten. Da sie übereinander gelegen haben, muß man ihre Dicke addieren. Diese beträgt bei jedem ca. 0,4 m, so erhalten wir eine Gesamthöhe von über 0,8 m. Demnach wurden sie von höchstens 20 cm Erde bedeckt. Das ist ungefähr so viel, wie in den 200 Jahren auch der benachbarte Herzogstuhl im Boden versunken ist. Noch bei Megiser ist die Inschrift MASVETI VERI nämlich gut erkennbar (Mal 1942, Sl. 12), Goëß stellt dagegen fest, sie befinde sich nicht mehr vollständig über der Oberfläche (Moro 1967, 109, § 15).

Schon nach Fritz Pichlers Auffassung sollen die Meilensteine am Fundort gestanden haben. Um die Möglichkeit der Existenz einer Römerstraße und der ihr entlang gelegenen Gräber zu überprüfen, führte er 1882 einige Versuchsgrabungen (*Abb. 5*) in der Nähe des Herzogstuhls durch (Pichler 1888, 132 f, Tafel M). In Richtung Arndorf - Varpja hob er drei Gräben aus, worin er aber nichts gefunden hat, vielleicht auch deshalb, weil er nur bis zu einer Tiefe von 0,63 m grub, wo ihn Grundwasser am Weitergraben hinderte. Dieser Grabungsbereich läßt sich nur annähernd bestimmen, denn er führt keine genaueren Angaben an, darüber hinaus sind alle Angaben über die Himmelsrichtungen bei der Fundstelle M inkonsequent und falsch. Dafür hatte er aber mehr Glück beim Graben nördlich des Stuhls, wo er auf eine 22,5 m lange und 0,54 m breite Mauer mit einer Gabelung zur Straße hin stieß. Den Fund zeichnete er in den Plan M ein. Alle Mauern haben noch eine Fortsetzung, doch konnte er in südwestlicher Richtung wegen der gepflanzten Bäume nicht mehr weitergraben. Die Räume, die die Mauern andeuten, nannte er α und β . Seiner Auffassung nach hat er das Mauerwerk eines Gräberfeldes entdeckt (vgl.: Pichler 1888, 133).

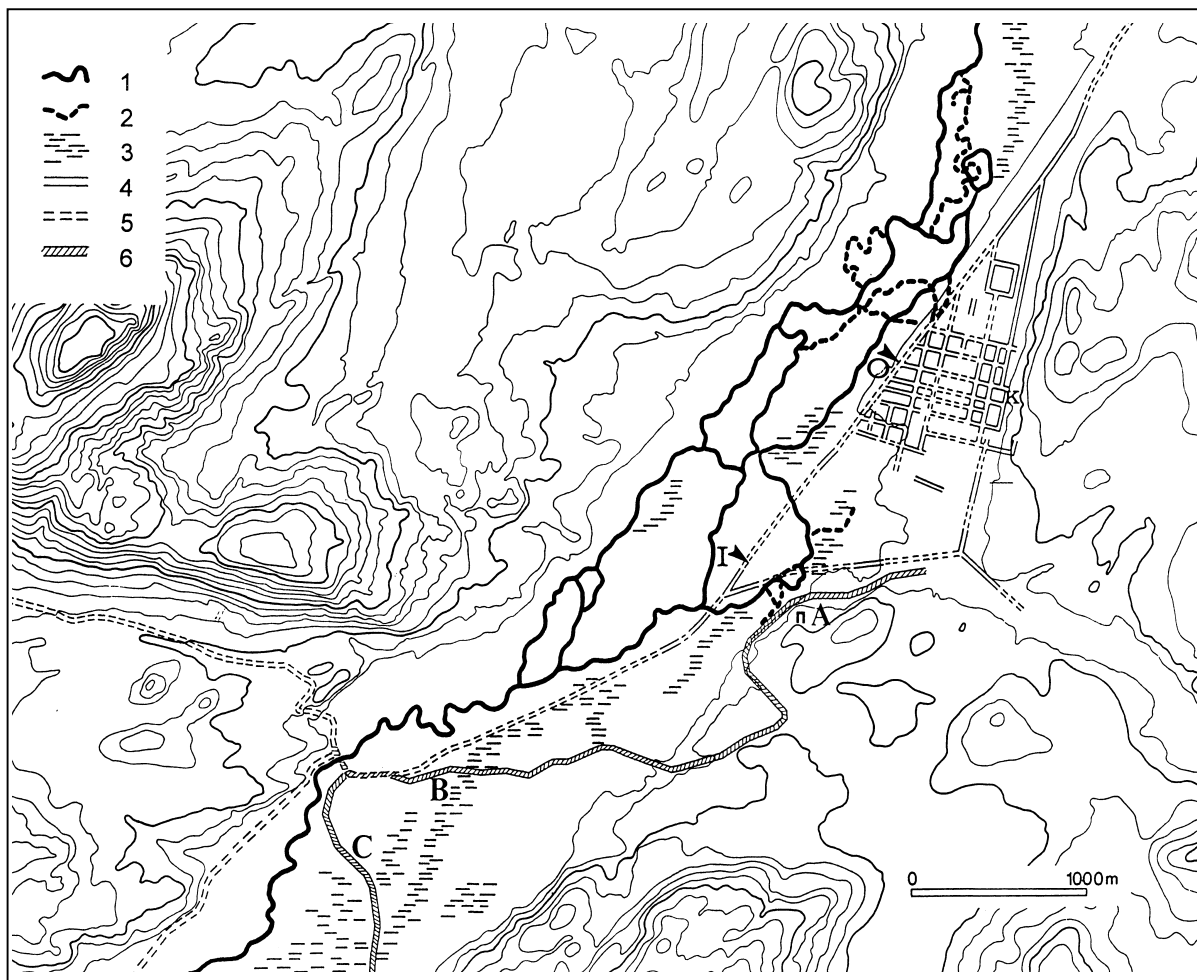


Abbildung 6. Zollfeld - Sveško polje. 1 - Flußbett der Glan - Glana nach der josephinischen Militärlandkarte, 2 - fossiles Flußbett der Glan - Glana nach den Luftaufnahmen, 3 - Sumpfbereich nach der josephinischen Militärlandkarte, 4 - Römerstraßen (größtenteils nach Harl 1989), 5 - mutmaßlicher Verlauf der Römerstraßen, 6 - mittelalterliche Straße. A - Gerichtsstelle; B, C - Abschnitte der mittelalterlichen Straße; K - Kapitol von Virunum; 0 - wahrscheinliche caput viae; I - Entfernung der ersten Meile und Fundort der Meilensteine. Äquidistanz = 20 m.

Die Orientierung der Mauer, die parallel zur Straße verläuft, die Räume zur Straße hin, ihre Länge und Breite stimmt mit der Einrichtung der Grabparzellen in anderen Teilen der Gräberfelder von Virunum überein. Grabparzellen, die länger sind als 20 m, sind nichts Besonderes. Ihre Breite beträgt etwa 15 m, was darauf hindeuten würde, daß die jetzige Straße neben dem Herzogstuhl am südöstlichen Rand der Römerstraße und am nordwestlichen Rand der Grabparzellen verläuft. Daß dort die Römerstraße vorbeiführte, ist eindeutig auch der Auswertung der Luftaufnahmen des Zollfeldes - Sveško polje zu entnehmen, die Ortolf Harl (1989) veröffentlicht hat. Seiner Arbeit kann zwar in der Tat der Vorwurf gemacht werden, sie sei mangelhaft, weil er sich nicht auf mehrmaliges Photographieren gestützt und daher zahlreiche Details nicht gesehen hat (Piccottini, Dolenz 1993, 254 ff), aber die Interpretation ist im allgemeinen zuverlässig (Abb. 6). Spuren des Straßendamms und die begleitenden Gräber deuten klar auf den Verlauf der westlichen Umgehungsstraße von Virunum, unmittelbar am Herzogstuhl vorbei und daneben in südwestlicher Richtung die Abzweigung der südlichen Umgehungsstraße nach Celeia (Harl 1989, Beilage 4, Plan 2). Die Gräber beginnen im Norden an der Kontaktstelle der westlichen Umgehungsstraße, die Harl als "via Claudia" bezeichnet, und dem Decumanus von Virunum; im Süden enden sie bei der Kontaktstelle der westlichen und der südlichen Umgehungsstraße (Harl 1989, 563 ff, Beilage 4, Plan 2). Hier betrachtet er als südlichen Abschluß des Gräberfeldes einen Grabstein, der 1970 gefunden wurde (Harl 1989, 565 f; Piccottini 1970, 28). Zu diesem können wir noch den Grabstein CIL III 4982 hinzufügen, der vor 1817 geborgen wurde, auf den sich schon Pichler (1888, 133 f) berufen hatte, nur hatte er ihn fälschlicherweise der Brücke über die Glan - Glana, zwischen Kading - Kadina und

Kuhling, zugeordnet. Diese Brücke gehört nämlich nicht zur Straße nach St. Veit. - Št. Vid, auf die sich bei der Beschreibung des Steins Mommsen beruft, als er schreibt, daß er auf dem Zollfeld - Sveško polje gefunden wurde - *in via qua ad S. Viti itur ad dextram mox post pontem Glani*, rechts dicht hinter der Brücke über die Glan - Glana, an der Straße, die nach St. Veit - Št. Vid führt. Schon zu Pichlers Zeit hat es diese Brücke offensichtlich nicht mehr gegeben, wir finden sie aber auf einer hundert Jahre älteren josephinischen Militärlandkarte. Die Landstraße führte damals mit zwei Brücken über das alte Flußbett der Glan, etwas weiter nordöstlich und südwestlich vom Herzogstuhl. Da der römische Abschnitt an der südlichen Brücke besser erhalten ist, ist es wahrscheinlicher, daß die Inschrift hier gefunden wurde, also ebenso an der Kontaktstelle der westlichen und der südlichen Umgehungsstraße von Virunum.

Die ungewöhnliche Ausrichtung der Mauer unter dem Herzogstuhl (*Abb. 5*), die schräg zu den Grabparzellen entlang der westlichen Umgehungsstraße von Virunum führt, ist nach der Veröffentlichung von Harls Plänen verständlicher. Die Mauer verläuft nämlich rechtwinklig zur südlichen Umgehungsstraße. Im Hinblick auf die Entfernung von der Straße (etwa 100 m) ist es weniger wahrscheinlich, daß es sich um die Mauer einer Grabparzelle handeln könnte. Die Lage des Herzogstuhls innerhalb der Gabelung zweier Römerstraßen wird aber dadurch zusätzlich bestätigt.

Da die römischen Meilensteine zweifellos an einer Römerstraße gefunden wurden, nimmt Harl sie zu Hilfe bei der Berechnung des Zählpunktes - *caput viae* in Virunum, von wo die Straßenentfernung gemessen wurde. Diese hat er beim Gasthaus Fleißner, zu Beginn des *Cardo c6*, gemessen, wobei die Übereinstimmung auf den Meter genau sei (Harl 1989, 582). Seiner Behauptung widersprechen zwei Tatsachen. Erstens weiß er nicht auf den Meter genau, wo die Meilensteine beim Herzogstuhl gefunden wurden, und zweitens die Entfernung selbst. Harls römische Meile beträgt nämlich 1700 m, in der Fachwelt wird sie dagegen mit um 1480 m bemessen (Winkler 1985, 42). Wenn wir dieses zweite Maß berücksichtigen, läge der Zählpunkt - *caput viae* etwa am Anfang des *Cardo c8*, der zum Nordrand des Kapitols von Virunum und dem Beginn des nördlichen *Decumanus* führt. Wie mir Prof. Gerold Walser in einem Brief freundlicherweise erklärte, wurden *capita viae* verschieden behandelt. Offensichtlich wollte Augustus mit dem *miliarium aureum* auf dem Forum die Zählung vereinheitlichen, aber schon die von Rom ausgehenden Strassen beginnen an den Stadttoren. Virunum hatte keine Befestigungsmauern und daher auch keine Stadttore, aber die westliche Umgehungsstraße bildet einen durchaus deutlichen Stadtrand, der *Cardo c8* führt dagegen in das Zentrum.

Nach den bisherigen archäologischen Erforschungen steht der Herzogstuhl an einer Römerstraße und in der Nähe einer anderen, am Rand des südlichen Gräberfeldes von Virunum, stratigraphisch über der römerzeitlichen Schicht. Aus der Tatsache, daß die besagten Meilensteine aller Wahrscheinlichkeit nach am ursprünglichen Standort gefunden wurden und noch im 16. Jh. wenigstens teilweise sichtbar waren, ist zu schließen, daß dort gerade wegen ihnen in nachrömischer Zeit auch der Herzogstuhl aufgestellt wurde. Zwei so auffällige Steine weckten gewiß die Aufmerksamkeit und Phantasie der Leute, insbesondere in Verbindung mit den Spuren alter Gräber.

2.1.5 Ununterbrochene Benutzung der Römerstraße?

Die südliche Umgehungsstraße von Virunum liegt abseits der heutigen Wege, was darauf hindeutet, daß sie in nachrömischer Zeit nicht mehr benutzt wurde. Im Gegensatz dazu liegt die westliche Umgehungsstraße unter der jetzigen alten Landstraße. Deswegen ist Harls Schlußfolgerung scheinbar logisch, daß sie mit der einstigen Poststraße und der Italienstraße des hohen Mittelalters identisch ist. Ferner widerlegt er noch die Möglichkeit, daß die Römerstraße die Glan - Glana bei der Karnburg - Krnski Grad überquert hätte, weil sie auf den Luftaufnahmen im Bereich von Virunum die ganze Zeit auf der östlichen Flußseite zu sehen ist (Harl 1989, 532). Diese zweite Feststellung trifft etwa 200 m südwestlich von der Kontaktstelle der westlichen und der südlichen Umgehungsstraße von Virunum zu, dann überquert die Römerstraße die jetzige Straße und biegt ab

geradewegs zur Brücke bei der Karnburg - Krnski Grad (*Abb. 6*), was auf den Luftaufnahmen, die das Landesmuseum in Klagenfurt - Celovec aufbewahrt, gut zu sehen ist. Auch die erste Behauptung findet in den alten Darstellungen und Beschreibungen keine Bestätigung. Merians Ansicht von Maria Saal - Svatne, die 1649 veröffentlicht wurde, zeigt, wie es vom Herzogstuhl, der im Hintergrund abseits aller Wege steht, durch einen der Flußarme der Glan - Glana getrennt wird (Mal 1942, Sl. 13). Auch das 1688 veröffentlichte Bild Valvasors stellt das Flußbett der Glan - Glana zwischen dem Stuhl und Maria Saal - Svate dar, von wo die Landstraße am Fuße der Hügel nach Norden führt (Mal 1942, Sl. 14). Die jetzige "alte" Landstraße ist erst in der josephinischen Militärlandkarte eingezeichnet, also wurde sie höchstwahrscheinlich erst zur Zeit Maria Theresias in der ersten Hälfte oder in der Mitte des 18. Jhs. errichtet. Damals baute man sie in der Tat zum Teil auf der alten Römerstraße. An der älteren Hauptstraße am Fuße der Hügel nördlich von Maria Saal - Svatne sieht man noch immer den alten Hinrichtungsplatz mit Galgen (*Abb. 6: A*). Daß die ursprüngliche Landstraße trotzdem bis zur Brücke bei der Karnburg - Krnski Grad (*Abb. 6: B*) verlief, beweist auch die Beschreibung der Gerichtsgrenze von 1601, sie verläuft *nach demselben landstrassen fortan bis auf mitte Kärnpurger prugken* (Wutte 1912, 131). Hier überquerte sie offensichtlich die Glan - Glana, denn die Straße von der Brücke in Richtung Süden nach Klagenfurt - Celovec (*Abb. 6: C*) wird in derselben Quelle als *Clagenfurter strassen* bezeichnet (Wutte 1912, 131).

Die josephinische Militärlandkarte läßt eine ausgesprochen starke Verzweigung der alten versumpften Flußarme im Glantal erkennen (*Abb. 6*). Das sind Spuren zahlreicher Verschiebungen des Flußbettes. Eines der mittelalterlichen verlegte den Wasserlauf südöstlich des Herzogstuhls und zerstörte dabei an mehreren Stellen die beiden Römerstraßen und andere römische Kulturreste. Die mittelalterliche Straße hat den Übergang über die Glan - Glana bei Karnburg - Krnski Grad beibehalten, ansonsten ist sie der von Überschwemmungen bedrohten Ebene so weit als möglich ausgewichen. Daraus können wir zugleich ersehen, wie viele große Veränderungen in der Kulturlandschaft in nachrömischer Zeit eingetreten sind.

2.1.6 Aufstellung der Steine und Chronologie nach materiellen Quellen

Zunächst wurde an der Römerstraße in den Jahren 46/47 (?) der Meilenstein CIL III 5709 aufgestellt, dann noch in den Jahren von 308 bis 314 (?) der Meilenstein CIL III 5710. Später stellte man daneben den Fürstenstein und den jetzigen Westsitz des Herzogstuhls auf. Bei der Rekonstruktion ihrer zueinander in Beziehung stehenden Aufstellung gehe ich von der These aus, daß es sich um eine symbolische Aufstellung handelt, die Ausdruck der damaligen Ideologie war. Einen festeren Anhaltspunkt bietet der jetzige Standort des Herzogstuhls, unter der Bedingung, daß er genau dorthin gestellt wurde, wo zuvor der Fürstenstein gestanden hatte. Damit wäre ein Punkt der Anlage festgelegt. Einen weniger festen Punkt bietet die Fundstelle der römischen Meilensteine (*Abb. 5*). Gewiß ist er mehrere Meter vom Herzogstuhl entfernt. Wie die bisherige Analyse heiliger Strukturen in der Landschaft und in Gräberfeldern ergeben hat (Pleterski 1996), kennzeichnen Steine und Säulen auf Gräberfeldern bestimmte Richtungen, und die Strukturen einzelner Heiligenstätten berücksichtigen einen der benachbarten Heiligenstätten in der Landschaft. Den momentan besten Vergleich bietet das Gräberfeld Žale bei Zasip (Pleterski 1996, Slika 11). Dort lagen eine mit rotem Lehm gefüllte Grube, zwei Steine und zwei benachbarte Holzsäulen auf derselben Linie, die rechtwinklig zur Richtung der nächstgelegenen Heiligenstätte verläuft. Dabei lag ein Stein neben den Säulen an ihrer Außenseite. In der Zollfelder Struktur (*Abb. 7*) stellen die Meilensteine Säulen dar, der Westsitz den danebenliegenden Stein und der Fürstenstein ist weiter davon entfernt, aller Wahrscheinlichkeit nach alle auf und neben derselben Linie. Im Hinblick auf die Ausrichtung der Linien kämen höchstwahrscheinlich zwei Möglichkeiten in Betracht (*Abb. 5: α , β*) entweder geradeaus in Richtung Maria Saal - Svatne oder Karnburg - Krnski Grad, oder rechtwinklig zu einer der beiden Richtungen. Die Lage der Meilensteine irgendwo westlich des Fürstensteins mit einer kleineren möglichen Abweichung nach Norden oder Süden schließt die erste und vierte Möglichkeit

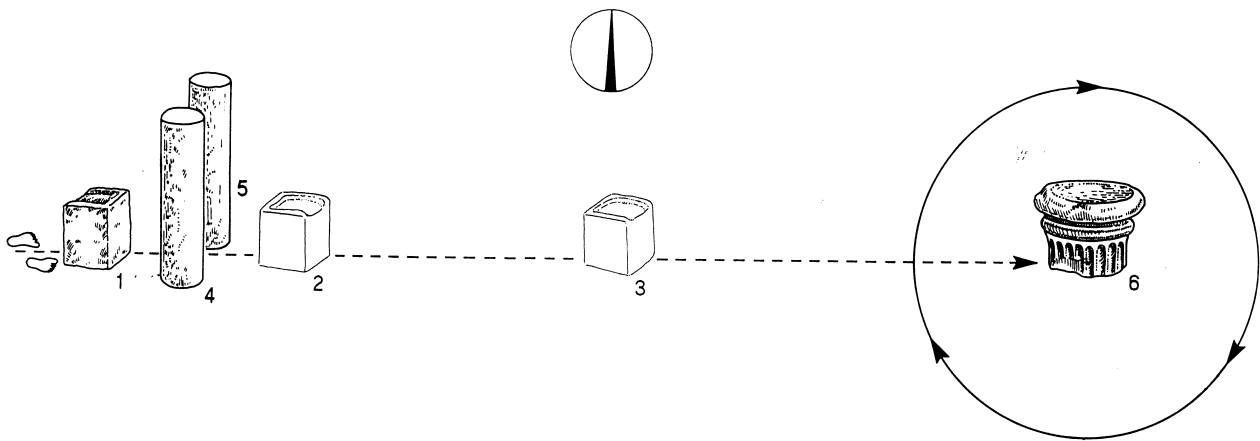


Abbildung 7. Rekonstruktion der heiligen Struktur der Steine. 1, 2, 3 mögliche Aufstellungen des späteren Westsitzes des Herzogstuhls; 4, 5 - römische Meilensteine; 6 - Fürstenstein. Der gestrichelte Pfeil weist auf die Richtung der Ankunft, der Kreis dagegen auf den Ritt um den Stein. Ohne Maßstab, die Größe der Steine steht in keinem Größenverhältnis zu den Entfernungen.

aus. Die zweite und vierte untermauert vielleicht indirekt die Tatsache, daß ein unbekannter Autor die Funde beider Meilensteine nur im Hinblick auf die benachbarte Straße bezeichnet (NN 1855), aber nicht auch in Bezug zum Herzogstuhl, was er wahrscheinlich getan hätte, wenn er zwischen ihm und der Straße gestanden hätte. Darüber hinaus scheint irgendwo dort die Grabparzelle zu beginnen, deren Ostecke Pichler entdeckt hatte. Von den beiden übrigen Möglichkeiten erscheint mir im Augenblick die rechtwinklige Linie zur Richtung Maria Saal - Svatne (Abb. 5: α), das genau im Süden liegt, am wahrscheinlichsten. Die Richtung verlief so von Westen nach Osten und der Abstand betrüge 15 m, was 5 Einheiten zu je zwei Schritten ergäbe. Nicht völlig auszuschließen wäre auch die Richtung, die nach Norden für die Größe des heiligen Winkels von der Richtung nach Karnburg - Krnski Grad abweicht (Abb. 5: β)

Die Kreuzlage der Meilensteine bei der Entdeckung im Jahre 1855 spricht wohl für ein Werk von Menschen. Sie standen auf derselben Unterlage und auf beide wirkte sich bei eventueller Überschwemmung derselbe Wasserstrom aus, folglich hätten sie natürliche Kräfte wenigstens ungefähr in die gleiche Richtung niedergerissen. Obwohl es nicht unmöglich ist, sich eine Kreuzlage auch in heidnischer Zeit vorzustellen, scheint es mir eher das Werk christlicher Hände gewesen zu sein, die die Steingötzen niedergerissen und daraus sogar ein Kreuz zusammengestellt hatten.

Damit begann die ursprüngliche Struktur natürlich zu zerfallen. Als nächster Schritt wurde, höchstwahrscheinlich im 14. Jh., der Fürstenstein entfernt und als Ersatz der Herzogstuhl mit dem Ostsitz dorthin gestellt, dem man nach einer gewissen Zeit noch den einzigen übriggebliebenen Stein als Westsitz dazugestellt hatte.

2.2 Datierung der Veränderungen der Steinstrukturen anhand von schriftlichen Quellen

Hier und im folgenden gehe ich vor allem von Grafenauers Quellenkritik aus, vor allem übernehme ich im ganzen die Genealogie, wie er sie zusammengestellt hat (Grafenauer 1952; 1962; 1993). Diese ist nämlich unbestritten der beste Teil seines Buches, das die bisherige Kritik in keinem wesentlichen Punkt widerlegt hat.

Die älteste Erwähnung eines der Steine ist in der Vorlage des Schwabenspiegeleinschubes zu finden, die Grafenauer (1952, 194 ff) mit umfangreicher Argumentation in das 11. Jh. datiert, dem übrigens Hauptmanns Schlußfolgerung (1954, 151 f), es sei spätestens im 12. Jh. entstanden, eigentlich vor 1135, nicht widerspricht. Laut Text führte man den Herzog *ze ainem stain, der lit*

zwischen glanegg vnd dem spital ze vnser frowen kirchen (Grafenauer 1952, 173). Andere Steine werden in der Quelle nicht erwähnt.

Man führt ihn von dem Platz, wo man ihn auferkoren und umgekleidet habt, dorthin, wo der Stein liegt. Das beweist, daß es sich um zwei verschiedene Schauplätze handelte. Der erste befand sich höchstwahrscheinlich auf der Karnburg - Krnski Grad. Über den anderen wurde in der Fachwelt noch nicht ernsthaft diskutiert; alle sehen ihn, ausgenommen von Jakscha, ebenfalls in der Karnburg - Krnski Grad. Bislang war es nämlich selbstverständlich, daß es sich um Glanegg der Quelle handelte, um Glanegg im oberen Glantal, daß von Maria Saal - Gospa Sveta gute 11 km Luftlinie entfernt ist. Von Jakschas Ansicht, die sich nur auf die Interpretation der Zeremonie stützt, daß der Stein den Herzogstuhl darstellt (Jaksch 1927, 15), wurde von Grafenauer überzeugend widerlegt. Die Diskussion drehte sich damals nämlich im wesentlichen um die Frage, ob mit *stain* der Fürstenstein oder der Herzogstuhl gemeint war. Grafenauer gab aber auch eine topographische Begründung. Seines Ermessens ist eine Lokalisierung des Herzogstuhls zwischen Glanegg und Maria Saal - Gospa Sveta unmöglich. Dieser Weg führt nämlich durch die Ortschaften Maria Feicht, St. Peter am Bichl - Št. Peter na Gori und die Karnburg - Krnski Grad, also am Fürstenstein und nicht am Herzogstuhl vorbei, der mehr als einen Kilometer nördlich von diesem Weg liegt. Ginge es um den Herzogstuhl, würde man eine ebenso eindeutige Lokalisierung dieser Art ansetzen, und zwar die Straße, die von St. Veit - Št. Vid nach Süden führt, an der er unmittelbar liegt (Grafenauer 1952, 242 f). Im Lichte der Artefakt- und topographischen Analyse, die wir oben durchgeführt haben, büßt Grafenaus topographische Analyse einige Anhaltspunkte ein. Wenn der Fürstenstein auch dort gestanden hat wie der Herzogstuhl, dann hat ihn der Weg (heutiges) Glanegg - Maria Saal - Gospa Sveta ebenfalls um einen guten Kilometer verfehlt. Und wenn es die Straße nach St. Veit - Št. Vid damals neben den Steinen noch nicht gegeben hat, weil sie gute 250 m weiter östlich verlief, muß man die Quelle offensichtlich anders verstehen. Die Ausgangsfrage lautet nicht, welchen Stein der *stain* darstellt, sondern **wo Glanegg liegt**.

Der unbekannt Autor hätte, wenn der *stain* wirklich auf der Karnburg - Krnski Grad gestanden hätte, es auch ausdrücklich sagen können, denn es handelte sich um einen gutbekannten Ort. Aber nein. Den Ort des Steines bestimmte er so, daß er ihn auf die Linie zwischen zwei Punkte setzte. Das spricht schon an und für sich für den Umstand, daß es in der Nähe des Steins keinen ausgeprägten Anhaltspunkt (Gebäude, Berg, Brücke) gegeben hat. Einen Anhaltspunkt bietet nur das Hospiz bei Maria Saal - Gospa Sveta, das nur in dieser Quelle erwähnt wird. Gewiß war er von der Kirche nicht weit entfernt. Der Autor war hier so genau, daß er sich nicht für die sicherlich bekanntere Kirche selbst entschieden hat, sondern für einen möglichst präzisen Punkt. Konnte er demnach als zweiten Punkt das durchaus unbestimmte, 11 km entfernte Glanegg gewählt haben, das man von dem ersten Punkt überhaupt nicht sehen kann? Das erscheint mir unwahrscheinlich. Keine andere Quelle aus dem 11. Jh. erwähnt dieses Glanegg. Zum erstenmal erwähnt wird es erst 1134 (Kranzmayer 1958, 82). - Glan-egg bedeutet eine Anhöhe an der Glan - Glana. Und diese hat der Autor auch gemeint, aber diejenige, die vom ersten Punkt sichtbar war, am anderen Glanufer. Von Maria Saal - Gospa Sveta aus gesehen, liegen dort nur zwei ausgeprägte Anhöhen: Ulrichsberg - Šenturška gora und Tanzenberg - Plešivec. Die erste kommt als Glanegg nicht in Frage, denn sie hieß noch 983 *mons Carentanus*, 1331 *Chernperch*, bis man dort 1485 eine kleine, dem hl. Ulrich geweihte Kirche errichtete (Kranzmayer 1958, 115, 232; Kos 1906, Št. 475). Plešivec bedeutet natürlich "plešast vrh" - kahler Gipfel - (Bezlaj 1961, 97) und nicht "plešiče" - Tanzplatz, daher ist der Name Tanzenberg ein übersetzerisches Mißverständnis. Nicht nur heute, sondern auch in der josephinischen Militärlandkarte ist der Gipfel mit Wald bewachsen, kahl ist dagegen der Kamm, wo eine gleichnamige Burg steht. Da in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. der Waldumfang am kleinsten war, war der Gipfel sicherlich auch im 11. Jh. bewaldet. Sein ursprünglicher Name konnte demnach nicht Plešivec gewesen sein, er hätte aber durchaus Glanegg sein können. Der Name Tanzenberg tritt schon 1247 auf (Kranzmayer 1958, 219). Der Name der Burg, die tatsächlich auf einer Kahlfläche steht, wie man auf Merians Karte gut sehen kann, wurde später auch noch auf den benachbarten Gipfel übertragen, vielleicht auch deshalb, um eine Verwechslung mit der Burg Glanegg im oberen

Glantal auszuschließen. Als Wortbildungselement findet sich Glan - Glana auch in dem Ortsnamen Glandorf nördlich vom Tanzenberg - Plešivec. Am wahrscheinlichsten erscheint mir deswegen die Erklärung, daß es sich bei Glanegg des 11. Jhs. um den heutigen bewaldeten Gipfel neben der Burg Tanzenberg - Plešivec handelt.

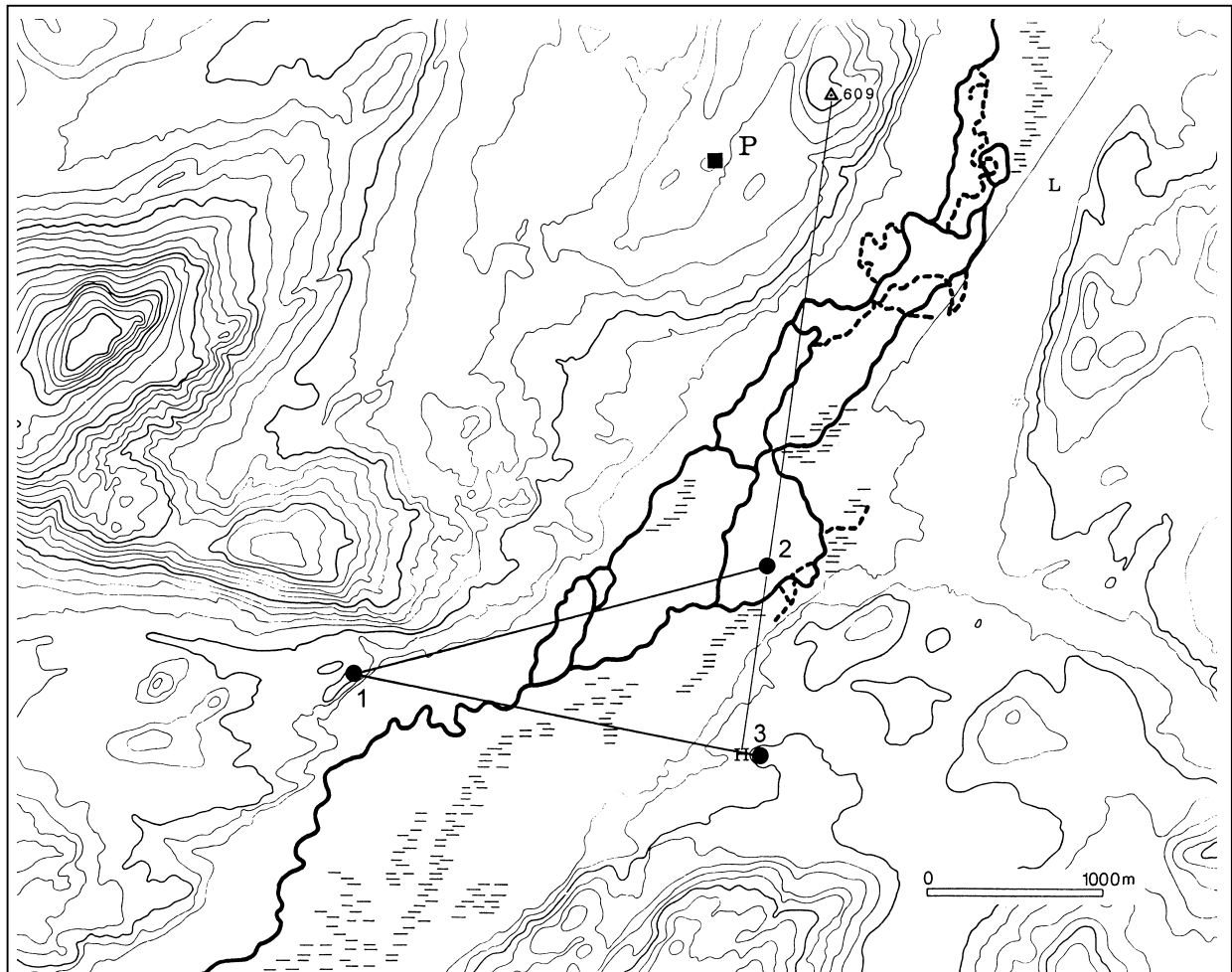


Abbildung 8. Zollfeld - Sveško polje. Anordnung der Heiligenstätten. 1 - Karnburg - (Krnski) Grad; 2 - Platz des Herzogstuhls auf dem Zollfeld - Sveško (Gospovetsko) polje; 3. Maria Saal - Svatne (Gospa Sveta); 609 - Höhenpunkt, Gipfel des Tanzenbergs - Plešivec; H - *spital* bei Maria Saal - Gospa Sveta; L - Lindwurm grube; P - Burg Tanzenberg - Plešivec. Äquidistanz = 20 m.

Wenn wir den Festpunkt 609 m, den heutigen Gipfel Plešivec - Tanzenberg, mit der Linie mit dem Herzogstuhl verbinden und sie nach Süden erstrecken (Abb. 8), verfehlen wir um ein Haar die Kirche von Maria Saal - Gospa Sveta. Wir durchschneiden aber die alte Straße am nordwestlichen Fuß des Kirchenhügels. Dort können wir uns das besagte Hospiz (Abb. 8 : H) denken, das schon Josip Mal an die Straße "verlegte" (Mal 1942, 42). Erst jetzt können wir verstehen, warum der Autor nicht die Kirche als Anhaltspunkt gewählt hat: weil sie nicht genau in der Richtung lag. Der *stain* stand demnach am Platz des jetzigen Herzogstuhls. Hier befand sich auch der zweite Schauplatz der Zeremonie. Von Jaksch hatte so in gewisser Hinsicht recht, trotz der falschen Beweise. Um welchen der Steine es sich bei *stain* handelte, wird in der Quelle nicht direkt angeführt, vielleicht handelt es sich sogar um einen Kollektivnamen aller Steine *pars pro toto*.

Die folgende Erwähnung der Steine finden wir im Brief des kaiserlichen Notars Burkhard aus dem Jahre 1161. *Unde cum ipse et patriarcha apud Villacum colloquium essent habituri, ego diffidens utrique ibidem adfui impediens illos summam concilii pro posse ad honorem imperatoris retorquens. Nec mora delatis interim litteris a curia fratrem defuncti ducis in sedem Karinthani ducatus intronizavi presente patriarcha, Salzburgense aliisque plurimis principibus; ibidemque*

litteras exhibui generales vassallis et ministerialibus archiepiscopi directas in quibus admonere iubebantur archiepiscopum, ut redderet cesari que sunt cesaris. Contra quas ille archiepiscopus statim frenetizare cepit stansque super lapidem signo cruce signatus spiritum sanctum ex se locuturum palam profitebatur et erat verbum de papa... (von Jaksch 1904, 387: 1031).

"Da er (der Salzburger Erzbischof) und der Patriarch (von Aquileia) ein Treffen in Villach - Beljak beabsichtigt hatten, war ich dort zugegen, weil ich ihnen nicht vertraute, um die hohe Zusammenkunft zu verhindern (und) sie zur Kaisertreue zu bekehren. Bald darauf nachdem ich die Urkunde vom kaiserlichen Hof erhalten hatte, habe ich den Bruder des verstorbenen Herzogs in den Sitz des karantanischen Herzogtums inthronisiert, in Gegenwart des Patriarchen (von Aquileia), des Salzburger (Erzbischofs) und zahlreicher anderer Fürsten; dort habe ich die an die Vasallen und Ministerialen des Erzbischofs gerichteten allgemeinen Mandate gezeigt, in welchen ihnen befohlen wurde, den Erzbischof zu ermahnen, daß er dem Kaiser gebe, was des Kaisers sei. Dagegen begann jener Erzbischof sofort zu wüten. Auf einem Stein stehend bezeichnete er sich mit dem Kreuzzeichen und verkündete öffentlich, daß der Heilige Geist aus ihm sprechen werde und es war die Rede vom Papst (Alexander III)." (mehrheitlich nach: Dopsch 1995, 119 f)

Von Jaksch glaubte zwar nicht, daß der Brief die Ereignisse auf dem Zollfeld - Gosposvetsko polje beschreiben sollte, er trat vielmehr für Villach - Beljak ein. Dieser Meinung schlossen sich noch einige andere an. Jedoch ist aus dem Brieftext klar ersichtlich, daß sich wenigstens ein Teil der Ereignisse im Freien abspielte, am Ort, wo ein Stein lag (Moro 1967, 106 f). Tatsächlich erwähnt er Villach - Beljak im selben Atemzug wie die Einsetzung. Jedoch ist die Form *essent habituri* Exspektativ, Konjunktiv Imperfekt und so spricht er nur über die Absicht, aber nicht darüber, was tatsächlich geschehen ist. Darüber hinaus sagt Burkhard deutlich, daß er dort gewesen sei, damit er das Treffen verhindert habe (oder verhindern würde) - *impediens summam concilii*. Die Zusammenkunft der kirchlichen Würdenträger hat es in Villach - Beljak sehr wahrscheinlich nicht gegeben! So bleibt als wahrscheinlichster Einsetzungsort trotz allem das Zollfeld - Sveško polje. Heinz Dopsch, der als letzter darüber geschrieben hat, ist der Auffassung, *sedes Karinthani ducatus* bedeute Herzogstuhl, *lapis* dagegen Fürstenstein (Dopsch 1995, 115 ff). Der Gedanke ist zwar verlockend, aber die Berufung auf die exklusive Bedeutung der Wörter *sedes* und *lapis*, ist ein schwacher Beweis, weil die (zwar späteren) Quellen beide Bezeichnungen für beide Steine gebrauchen (Puntschart 1899, 16; im folgenden Text). Ebenso ist es wahrscheinlicher, daß der Satz *in sedem Karinthani ducatus intronizavi* nicht wörtlich zu verstehen ist, sondern eher symbolisch. Schon Grafenauer bot die Kompromißerklärung an, daß Burkhard der Zeremonie als kaiserlicher Sonderbeauftragter beigewohnt habe, der bei dieser Gelegenheit den Kaiser vertrat und seinen Willen kundtat (Grafenauer 1952, 71 f). Es ist nämlich nicht vorstellbar, daß er in der Zeremonie die Rolle gespielt hatte wie sie später der Bauer hatte. Dieser Meinung ist auch Dopsch (1995, 122).

Die Weise, wie selbstverständlich in der Erzählung *lapis* auftaucht, nicht als "irgendein Stein" *quidam lapis*, deutet darauf hin, daß es sich um einen Stein handelt, den man soeben bei der Einsetzungszeremonie verwendete. Die damaligen Formen dieses Steins kennen wir nicht, und Grafenauers Ansicht, daß Burkhard's Bericht eine Übergangsform der Zeremonie darstelle (Grafenauer 1952, 72), ist nicht zu vernachlässigen. Alles, was man daraus schließen kann, ist, daß der Salzburger Erzbischof auf einen der Steine getreten ist, die bei der Zeremonie vorkamen. Sogar den Grund für die Gebärde, mit der er sich bekreuzte, können wir entweder dem Stein, der Vorbereitung auf die Rede oder sogar beidem zugleich zuschreiben.

Von 1306 bis 1308 verfaßte Otacher ouz der Geul denjenigen Teil der Österreichischen Reimchronik, die die Einsetzung Meinhards von Tirol im Jahre 1286 beschreibt (Grafenauer 1952, 82 f).

19990 *der selbe komen sol*
uf ein velt, lît bî Zol,
daz ist ze guoter mâze wît.
daruf ein stein lît.

*an dem steine muoz man schouwen,
19995 daz darin ist gehouwen
als ein gesidel gemezzen.
(Grafenauer 1952, 87)*

Im allgemeinen verstand man unter *Zol* Maria Saal - Gospa Sveta. Dieser Auslegung widersprach Herbert Hassinger (1965, 322 ff) mit der These, es handle sich um einen Weiler mit dem angeblichen (?) Namen Zoll am jetzigen Bahnhof Zollfeld. Diesen Ort betrachtet er als Zollstätte Karantaniens, vielleicht schon im 9. Jh. (Hassinger 1965, 326). An dieser Auffassung übte man meines Ermessens bislang noch keine Kritik. Ich werde nicht auf die Frage der Herkunft des Namens Zoll eingehen, zahlreiche Möglichkeiten wurden schon von Hassinger erörtert. Aber auch seine Erklärung, es handle sich um eine Zollstation begründet er durchaus tautologisch: die Zollstation beweist ihm der Name Zol und der Name Zol die Zollstation. Er hat natürlich recht, daß die Quellen zwischen Zol und Zollfeld unterscheiden (Hassinger 1965, 324). Der Katasterplan, den Pichler (1888, A - Z) veröffentlicht hat und der im Grunde noch derselbe franziszeische Kataster ist, auf den sich Hassinger beruft, enthält an der Stelle des "Weilers Zol", den Weiler Zollfeld. Das Bestehen des Namens Zol an dieser Stelle, erscheint mir schon deshalb fraglich, ältere Quellen hat Hassinger aber nicht gefunden. Die Straße, die dort vorbeiführt, ist, wie wir oben gesehen haben, erst in der ersten Hälfte des 18. Jhs. entstanden, die ältere verlief etwas weiter östlich, ungefähr auf dem Decumanus von Virunum. Der Weiler liegt am Rand des Überschwemmungsgebiets der Glan - Glina. Der einzig große Bauernhof hat seinen Grund und Boden in geschlossenem Besitz (Hassinger 1965, 325). Das spricht vielmehr für eine späte Entstehung und es erscheint mir nahezu unmöglich, daß es sich um eine Kontinuität schon aus dem 9. Jh. handelt.

Daß *Zol* Maria Saal - Gospa Sveta ist, zeigt beispielsweise die Beschreibung der Burgfriedsgrenze der Propstei Maria Saal aus dem Jahre 1464. Die Grenze bilden "*weeg u. strass umb den berg daselbst zu Zoll*" (Wutte 1912, 145). Der *berg zu Zoll* kann nur der Hügel mit der Kirche Maria Saal - Gospa Sveta sein. Die Beschreibung der Gerichtsgrenze aus dem Jahre 1570 ist noch aufschlußreicher. Die Grenze verläuft von der Glan - Glana unterhalb der Karnburg - Krnski Grad "*an die strassen, die auf Zoll geet, nach derselbigen strassen geet es hin auf den tham under Zoll*" (Wutte 1912, 20). Die Straße führt also bis zum Ort Zoll, der auf einer Anhöhe liegt, denn darunter befindet sich ein Damm. Dieser gehört zum Fischteich, den man auf Merians Ansicht von Maria Saal - Gospa Sveta gut sehen kann (Mal 1942, Sl. 13). - Unter Ottokars *Zol* ist immer noch nur Maria Saal - Gospa Sveta zu verstehen.

Daß sein *stein* an der Stelle des heutigen Herzogstuhls gelegen hatte, wurde niemals bestritten. Noch immer unklar bleibt dagegen, ob *gesidel* einen oder mehrere Sitze bedeutet. In der tatsächlichen Verwendung war nämlich beides möglich (Gaber 1919, 70 f). Aber Tatsache bleibt, daß von allen Steinen nur der heutige Westsitz des Herzogstuhls eine eingemeißelte Sitzfläche hat. Ottokars Beschreibung ist demnach die erste klare Erwähnung einer der Steine. Zugleich ist sein *stein* wahrscheinlich auch eine Kollektivbezeichnung für alle Steine, denn die anderen beschreibt er nicht. Dies könnte auf den Umstand zurückzuführen sein, daß alle Zeremonien, die von Ottokar beschrieben werden, mit Ausnahme der Morgenmesse, am selben Ort stattgefunden haben. Gerade dieses Detail war häufig ein Beweis für Ottokars Unverlässlichkeit. Die Kritiker stützten sich natürlich auf die jüngere (!) Beschreibung Johanns von Viktring - Vetrinj, der als zusätzlichen Schauplatz noch die Karnburg - Krnski Grad einschließt. Aber im Lichte der obigen Artefaktanalyse erscheint Ottokars Erzählung auch in diesem äußerst wichtigen Teil durchaus glaubwürdig. Kritik war an dieser Stelle nicht angebracht, etwa so wie nicht in der antiken Erzählung über die phönizischen Seeleute. Diese segelten bis zum Süden Afrikas, aber sie galten über Jahrtausende als Lügner, insbesondere deshalb, weil sie behaupteten, die Mittagssonne im Norden gesehen zu haben. Heute ist diese "Lüge" der beste Beweis für die Wahrheit.

Damit sind wir zur Chronik *Liber certarum historiarum* Johanns von Viktring - Vetrinj gelangt, das Konzept (recensio A) und die Reinschrift (recensio B) entstanden in den Jahren von 1340 bis

1343 (Grafenauer 1952, 92 f). Jetzt ist zum erstenmal die gesamte Zeremonie klar auf drei verschiedene Orte verteilt, und es werden ausdrücklich zwei Stühle erwähnt. Zunächst auf der Karnburg - Krnski Grad *sub monte Karinthiano prope ecclesiam sancti Petri lapis est*, wo der Bauer saß, dann ging der Herzog zur Maria Saal - Gospa Sveta und anschließend noch auf das Zollfeld - Sveško polje *ubi sedes posita cernitur tribunalis* (Grafenauer 1952, 96 ff). Daß es sich um den Fürstenstein in der Nähe der St. Peterskirche und den Herzogstuhl handelt, ist nicht zu bezweifeln. Es bleibt aber die Frage, auf welche Zeit sich diese Beschreibung bezieht.

Johann von Viktring bringt eine solche Anordnung nämlich schon bei Meinhard von Tirol im Jahre 1286 ins Spiel. Bislang wurden zwei grundlegende Erklärungen gefunden: Ottokar hat sich bei seiner Beschreibung geirrt oder der "bäuerliche" Teil der Zeremonie wurde erst sekundär auf die Karnburg - Krnski Grad verlegt. Die erste Erklärung gaben schon Tangl und Puntchart (1899, 41), wie wir aber gesehen haben, muß man sie wirklich bezweifeln. Die zweite Erklärung stellte schon von Jaksch (1927, 14 f) auf, die er aber kaum begründete, so daß es nicht schwer war, sie zu widerlegen (Grafenauer 1952, 242 f, 288). Von Jaksch verbindet in der ältesten Stufe keinen Teil des Rituals mit der Karnburg - Krnski Grad. Das ermöglichte Grafenauer den Gegenbeweis aufzustellen: Es sei unmöglich, daß der erste Teil der Zeremonie erst später vom Herzogstuhl zum Fürstenstein verlegt worden sei, weil die Karnburg - Krnski Grad seit dem 10. Jh. im Land keine Bedeutung mehr habe, die Bedeutung von Maria Saal - Gospa Sveta nahm dagegen ständig zu (Grafenauer 1952, 288). Diese Ansicht setzt die weltliche Bedeutung des Ortes als Vorbedingung für die Lokalisierung der Zeremonie voraus und damit das Modell, wonach eine Verlegung zur Maria Saal - Gospa Sveta sinnvoller gewesen sei. Die Hervorhebung der Weltlichkeit in Verbindung mit der Zeremonie, die in all ihren Entwicklungsstufen von verschiedener Symbolik erfüllt war, erscheint mir nicht gerechtfertigt. Aber ungeachtet dessen verliert das Modell angesichts der oben dargelegten topographischen Erklärung der Vorlage für den Schwabenspiegeleinschub an Überzeugungskraft. Hier wird nicht verneint, daß ein Teil der Zeremonie schon damals auch auf der Karnburg - Krnski Grad stattgefunden habe. Sekundär wurde dorthin nur die Zeremonie verlegt, die mit dem Fürstenstein verknüpft war, aus dem einfachen Grunde, weil auch der Fürstenstein verlegt wurde.

Von Jakschs Erklärung hat Ulrich Steinmann im wesentlichen neu begründet. Er wies auf die Unterschiede zwischen dem Konzept (A) und der Reinschrift (B) Johanns von Viktring - Vetrinj hin, die die Zeremonien bei der Einsetzung der Herzöge Meinhard im Jahre 1286 und Otto im Jahre 1335 charakterisieren. Die Unterschiede entstanden aufgrund der verschiedenen Kenntnis der Problematik. Als Johann 1341 das Konzept schrieb, befand er sich noch in Wien, die Reinschrift begann er hingegen 1342 schon in Kärnten in Viktring - Vetrinj, nachdem er aller Wahrscheinlichkeit nach sogar an der Einsetzung des Herzogs Albrecht teilgenommen hatte (Grafenauer 1952, 108 f).

A: *Meynhardus dux in Kalendis Septembribus in Carinthiam veniens in sede sua iuxta morem terre solempniter sublimatur. Cujus terre ritus ab antiquis sic extitit observatus.*

B: *Meynhardus in capite Kalendarum Septembris in sedem ducatus sui solempniter collocatur secundum consuetudinem a priscis temporibus observatam.*

(Grafenauer 1952, 96)

In der Reinschrift fehlt die Beteuerung der Zeremonie: *sic extitit* - "ist so". Die Behauptung, die Beschreibung des Rituals stimme mit alten Bräuchen überein, ist in der Reinschrift ausgelassen worden (Steinmann 1967, 478 f).

A: *Otto dux...iuxta superius predistinctum, cum de investitura ducis Meynhardi ageretur, a senioribus terre perquisita consuetudine...in sede ponitur*

B: *dux Otto...nisi in eo priscarum consuetudine lex servetur...*

(Grafenauer 1952, 103 ff)

In der Reinschrift fehlt im ganzen die Auffassung des Konzeptes, daß Otto nach dem Brauch, wie man ihn bei Herzog Meinhard angewandt hatte, eingesetzt worden sei. Alle Details der Zeremonie hat Johann ausgelassen, dagegen hat er eine ganz neue Erklärung hinzugefügt (Steinmann 1967, 478 f):

Multa tamen in huius festi observacione sunt improvide pretermissa, quia oblivioni tradita, et ideo, quia ab intronizacione Meinhardi ducis, avi huius Ottonis, anni quinquaginta sex circiter computantur.

(Grafenauer 1952, 105)

"Jedoch wurde ein Großteil des Brauchtums dieser Feier unerwartet ausgelassen, weil es der Vergessenheit anheimgefallen war, auch deshalb, weil man von der Einsetzung Herzog Meinhardts, des Großvaters dieses Ottos, an die sechsundfünfzig Jahre zählt."

Schon Grafenauer bemerkte die Übereinstimmung in der Beschreibung der Einsetzung Meinhardts und Ottos in Johanns Konzept, aber er führte diesen Umstand darauf zurück, daß die erste der zweiten als Vorlage diente (Grafenauer 1952, 108 f). In der Reinschrift treten bei Meinhardts Einsetzung unter seinen Begleitern auch der Tiroler Graf auf, was aber Meinhard selbst gewesen ist. Wie schon Puntschart (1899, 61 f) feststellte, war dies ein Anachronismus. Grafenauer (1952, 111) betrachtete ihn als eine Angabe, die älter ist als Meinhardts Einsetzung. Hauptmann (1954, 140 ff) sah darin ein diplomatisches Angebot Johanns von Viktring an die Tiroler, die sich damals ebenso um Kärnten bemühten. Steinmann weist darauf hin, daß der Görzer Graf in Begleitung des Kärntner Herzogs bei der Zeremonie von Meinhardts Einsetzung nicht zu verstehen sei. Deshalb und wegen der angeführten Unterschiede zwischen dem Konzept und der Reinschrift bietet er folgende Erklärung an: *Johann von Viktring beschreibt nicht die alten Bräuche, die von Herzog Meinhard beobachtet wurden, sondern er behandelt die seiner eigenen Zeit am nächsten liegende Einsetzungszereemonie von 1335 für Herzog Otto von Österreich* (Steinmann 1967, 479). Das stimmt im wesentlichen mit Hauptmanns Schlußfolgerung der Analyse Johanns von Viktring - Vetrinj überein; seine (von Johann) Erklärungen sind ganz und gar tendenziös, die Fortsetzung der Reform aus dem Jahre 1335, um mit einer geschickten Begründung der heiklen Details den Mund der Opposition am Hofe zu schließen und den Kärntnern den überaus wertvollen Brauch zu retten. Diese retuschierte Beschreibung übertrug er dann zurück in das Jahr 1286 und ergänzte sie von Zeit zu Zeit mit Ottokars Angaben, mit dem Wunsch, sie in dieser Form als authentische Rekonstruktion des alten Brauchs zu betrachten, wonach die Einsetzung in Zukunft erfolgen sollte (Hauptmann 1954, 140). Die interessante rechtliche Wende im Jahre 1335 entdeckte auch Klebel. Bis zu diesem Jahr stand der Stein auf dem Zollfeld - Sveško polje im Gerichtssprengel des Grafen von Tirol (Klebel 1940, 104).

Deswegen vertritt Steinmann die Auffassung, daß man mit Johanns Angaben Ottokars Beschreibung von Meinhardts Einsetzung nicht gerechtfertigt verbessern könne, in Gegenteil: alle Unterschiede zwischen beiden sind genau festzustellen und zu untersuchen. Die Unterschiede zwischen Johanns Konzept und Ottokar sind Neuerungen der Habsburger im Jahre 1335. Daraus zog er den Schluß: *die wichtigste und entscheidendste Neuerung von diesem Jahr ist die Verlegung des bäuerlichen Teils der Einsetzung vom Sveško polje - Zollfeld zu dem Fürstenstein bei Karnburg - Krnski Grad* (Steinmann 1967, 480).

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, wo alle schriftlichen und materiellen Quellen übereinstimmen. Die Zeremonie und die Steine waren unauflösbar miteinander verbunden. ZUR EINSETZUNG IM JAHRE 1335 VERLEGTE MAN AUF DIE KARNBURG - KRNSKI GRAD DEN FÜRSTENSTEIN UND DEN DAMIT VERKNÜPFTEN TEIL DER ZEREMONIE UND BAUTE ALS ERSATZ DEN (EINFACHEN) HERZOGSTUHL. In seiner weiteren Ausführung stützte sich Steinmann auf die irrtümliche Überzeugung, daß sich der Stein und die damit verbundene Zeremonie, die den Schwabenspiegeleinschub beschreibt, auf der Karnburg - Krnski Grad befanden (Steinmann 1967, 492). Um die Gültigkeit der Zeremonieteilung zu rechtfertigen, "mußte" er beweisen, daß der Einschub erst zur Zeit Herzog Rudolfs IV. entstanden ist. Das war aber, nachdem Grafenauer überzeugend bestätigt hatte, daß dieser Einschub die älteste Quelle für die Einsetzung sei, schon ein unmöglicher Versuch. Grafenauer (1970, 199 ff) begründete seine Kritik von Steinmann mit Ginharts Datierung des Ostsitzes des Herzogstuhls, mit der Interpretation, daß *gesidel* mehrere Sitze bedeute, mit dem Niedergang der Bedeutung der Karnburg - Krnski Grad nach dem Jahr 1000, mit der Behauptung, es handle sich bei Ottokar um einen Fehler, mit dem Rätsel der Lage des Fürstensteins

auf der Karnburg - Krnski Grad, das Steinmann nicht gelöst hat, mit überzeugenden Beweisen, daß Steinmann das chronologische Verhältnis zwischen Ottokar und dem Einschub falsch datiert hat. Die endgültige Feststellung war daher vernichtend: damit verlor Steinmanns Diskussion jegliche innere Stabilität und Gültigkeit bei der Erkenntnis der Geschichte der Zeremonie (Grafenauer 1970, 122). Die Artefakt- und topographische Analyse hat folgendes ergeben: der Einschub als Aufzeichnung (nach Grafenauer) der ältesten Beschreibung bestätigt Steinmanns These, Ginharts Datierung ist falsch, zur Zeit von Ottokars *gesidel* stehen dort mehrere Steine, der Bedeutungsverlust der Karnburg - Krnski Grad ist kein Gegenbeweis, das Rätsel der Lage des Fürstensteins besteht nicht mehr, Ottokar hat sich nicht geirrt. Das Verhältnis zwischen dem Konzept und der Reinschrift Johanns von Viktring, das die tatsächliche Grundlage von Steinmanns Erklärung bildet, berührte Grafenauer mit keinem Wort. Steinmanns These erweist sich so heute als richtig, obwohl ihre umfangreiche Begründung falsch war.

Tatsache ist auch, daß alle Autoren des 15. Jhs., die die Einsetzung beschrieben haben, von einem Stein und einer Zeremonie auf dem Zollfeld - Sveško polje sprechen, wobei sie indirekten oder direkten Kontakt mit der lebendigen Kärntner Tradition hatten (Grafenauer 1952, 120 ff). Wie die eingebürgerte Erklärung lautete, schrieben sie einer vom anderen und Ottokars "Fehler" ab oder sie sahen trotz Wahrheitsliebe den Fürstenstein nicht. Im Einklang mit dem bislang Festgestellten ist eine andere Erklärung möglich. Die Überlieferung von der unlängst durchgeführten Verlegung des Steins und eines Teils der Zeremonie auf die Karnburg - Krnski Grad war noch neu, die Leute wußten aber noch ganz genau, daß sich all das zuvor auf dem Zollfeld - Sveško polje abgespielt hat. Und wie soll nun jemand berichten, der erzählen möchte, wie die Zeremonie im allgemeinen verläuft? Ich selbst würde mich so entschließen wie sie, die Neuerungen würde ich streichen.

Bleibt noch die Frage, wann der Herzogstuhl noch den Westsitz erhielt. Seine erste indirekte Erwähnung stammt erst aus der Mitte des 15. Jhs., in der Chronikon Austriacum des Thomas Ebendorfer, wo er schreibt, daß der Görzer Graf auf der anderen Seite des Herzogs sitzt - *Comes Goritiae...ab alia parte residens* (Grafenauer 1952, 120 ff). Das ist natürlich nur ein *terminus ante quem*. Hier sind wir nur von mehr oder weniger überzeugenden Interpretationen abhängig. Emil Goldmann und Steinmann meinten, der Herzogstuhl sei schon gleich als Doppelsitz entstanden. Der erstere verknüpfte seine Entstehung mit der Absicht, zwei Herzöge zugleich einzusetzen, und so schlägt er zwei mögliche Daten vor, 1342 (Albrecht und sein Neffe) oder spätestens 1365 (Albrecht III. und Leopold III.) (Goldmann 1903, 64 f). Seine Begründung entbehrt nach durchgeführter Artefaktanalyse jeglicher Grundlage. Derselbe Einwand ist auch bei Steinmann zu erheben, der den Stuhl wegen der Inschrift und der Verwendung von römischen Spolien um 1358/60 Rudolf IV. und seiner Tendenz zuschreibt, sich an die römische Tradition anzulehnen (Steinmann 1967, 494 ff). Wahrscheinlich trifft Klebels Auffassung noch am meisten zu, der in einer umfangreichen Abhandlung bewiesen hat, daß Rudolf IV. den Herzogstuhl nur umarbeiten, ihm eine Inschrift und vielleicht auch den Westsitz hinzufügen ließ (Klebel 1940, 99 ff).

3. Maria Saal - Svatne - Gospa Sveta

Der weniger bekannte slowenische Name für Maria Saal - Gospa Sveta lautet "Svatne". Mit dem benachbarten "Sveško polje" bildet es ein Paar, das aus dem Wort *svet* hervorgeht (siehe bei Sveško polje). Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich der Name erst durchsetzte, nachdem die Kirche Maria Saal - Gospa Sveta schon dort gestanden hatte, also ist er älter und weist auf eine heidnische Kultstätte.

Die Marienkirche wird schon 860 erwähnt (Kos 1906, Št. 172). Das heutige Kirchengebäude ist ein wesentlich älteres spätgotisches Bauwerk. Auf eine vorchristliche Tradition deutet allerdings die Überlieferung, wonach das runde romanische (?) Beinhaus, das südlich von der Kirche steht, Heidentempel genannt wird (Šašelj 1896, 20). Hier könnte also dieser dritte Punkt (*Abb. 8*) in der

Struktur der drei Heiligenstätten gelegen haben, der erst von den Slawen bestimmt worden war und kein Erbe vergangener Zeiten darstellte.

1. Temairs Topographie

Der Hügel Temair (engl. Tara) ist eine niedrige, sanft geneigte, 2 km lange Anhöhe zwischen den Städten Dunshaughlin und Navan nordwestlich von Bale Átha Cliath (engl. Dublin). Darauf sind zahlreiche archäologische Reste verschiedener Epochen vorhanden. Die mittelalterliche Überlieferung verbindet mit diesem Bereich einzelne Einsetzungszeremonien von Temair-Königen. Eine kurze und bündige Darstellung des Ortes und seiner Problematik skizzierten Bhreathnach und Newman (1995).

Der Name soll hervorgehen aus der Wurzel **tem-*, altirisch *temel* "Dunkelheit" (nach Wagner: Bhreathnach 1995, 34, 113). Eine topographische Beschreibung um das Jahr 900 (*Ind fhilid ra fetatar*) erwähnt Wälle und einen Graben auf der Temair (Bhreathnach 1995, 69), Bauten, wovon es dort noch heute an Überfluß gibt. Die *Dinnshenchas Érenn* sind eine Gruppe von mittelirischen (900 - 1200) Legenden, in Versen und Prosa, die die Herkunft und den Hintergrund der Mehrzahl berühmter natürlicher und künstlicher Denkmäler Irlands zu erklären versuchen. Das Wort *dind* im Kontext dieser Sammlung bedeutet Denkmal, angesehene oder auffallende Stätte. *Senchas* ist ein Wort, das die grundlegenden Teile der gelehrten Kultur in Irland, die traditionelle Überlieferung Irlands enthält (Bhreathnach 1995, 27). Ó Concheanainn stellte die These auf, daß es sich bei dem Autor der wichtigsten Variante des Gesamtwerkes um den Dichter Cúán úa Lothcháin handelt, der im Jahre 1024 gestorben ist (Bhreathnach 1995a, 72 f). Die Sammlung enthält die wichtigsten Texte *Temair toga na tulach* (Temair, der berühmteste Hügel) und das Prosaverzeichnis der Denkmäler *Dindgnai Temrach* (Temairs berühmte Stätten). Dieses beginnt die Beschreibung ganz im Süden des Fundortes, geht planmäßig weiter nach Norden und führt gewöhnlich die Lage jedes Denkmals im Vergleich zu dem zuvor beschriebenen an (Bhreathnach 1995a, 69). Das ermöglichte Edel Bhreathnach einen schematischen Plan der Denkmäler anzufertigen, wie sie das Verzeichnis *Dindgnai Temrach* darstellt (Bhreathnach 1995a, 71, Abb. 37). Die Dichtung *Temair toga na tulach* gibt zwar keine so genaue Beschreibung der topographischen Verhältnisse, zählt aber noch zusätzliche Denkmäler auf und führt alternative Namen an, das bedeutet, daß sich mittelalterliche Autoren hinsichtlich der ursprünglichen Zweckbestimmung einiger Denkmäler im Unklaren waren (Bhreathnach 1995a, 72).

Wie die mittelirische Geschichte *Aided Bresail* anführt, war Kells die Hauptfestung des Temair-Königs Diarmait mac Cerbaill (gestorben 565?) (Bhreathnach 1995, 99), was darauf hindeutet, daß die Temair vor allem eine sakrale Bedeutung hatte, der wirkliche Wohnort ihres Königs befand sich dagegen woanders.

1.1 Ráith na Ríg, Forrad, Tech Cormaic, Dumha na nGiall

Forad bedeutet Grabhügel oder Plateau (Bhreathnach 1995, 112). Nach der Beschreibung im *Dindgnai Temrach* wurde Tech Cormaic geschildert als *láthrach ind ríghaige Chormaic*, "Ort von Cormaics Königshaus" (Bhreathnach 1995a, 72). Ráith na Ríg (die Königsburg) umfaßt ca. 70 000 m² auf dem Gipfel des Hügels Temair. Ihn stellt ein ovaler (ca. 320 X 250 m) Wall mit Innengraben dar, die beiden weichen aber von der regelmäßigen Form an einigen Stellen ab (Abb. 9: C). Die Abweichungen, die mit den älteren (Abb. 9: 2, A, B), zum Teil noch neolithischen Denkmälern im Innenbereich übereinstimmen (Dumha na mBó, Dumha na nGiall und noch ein namenloses) läßt sich dadurch erklären, daß man auf diese Weise mit Absicht ihre Eingliederung hervorheben wollte (Newman 1995, 63 ff). Topographische und geomagnetische Erforschungen ergaben drei Eingänge.

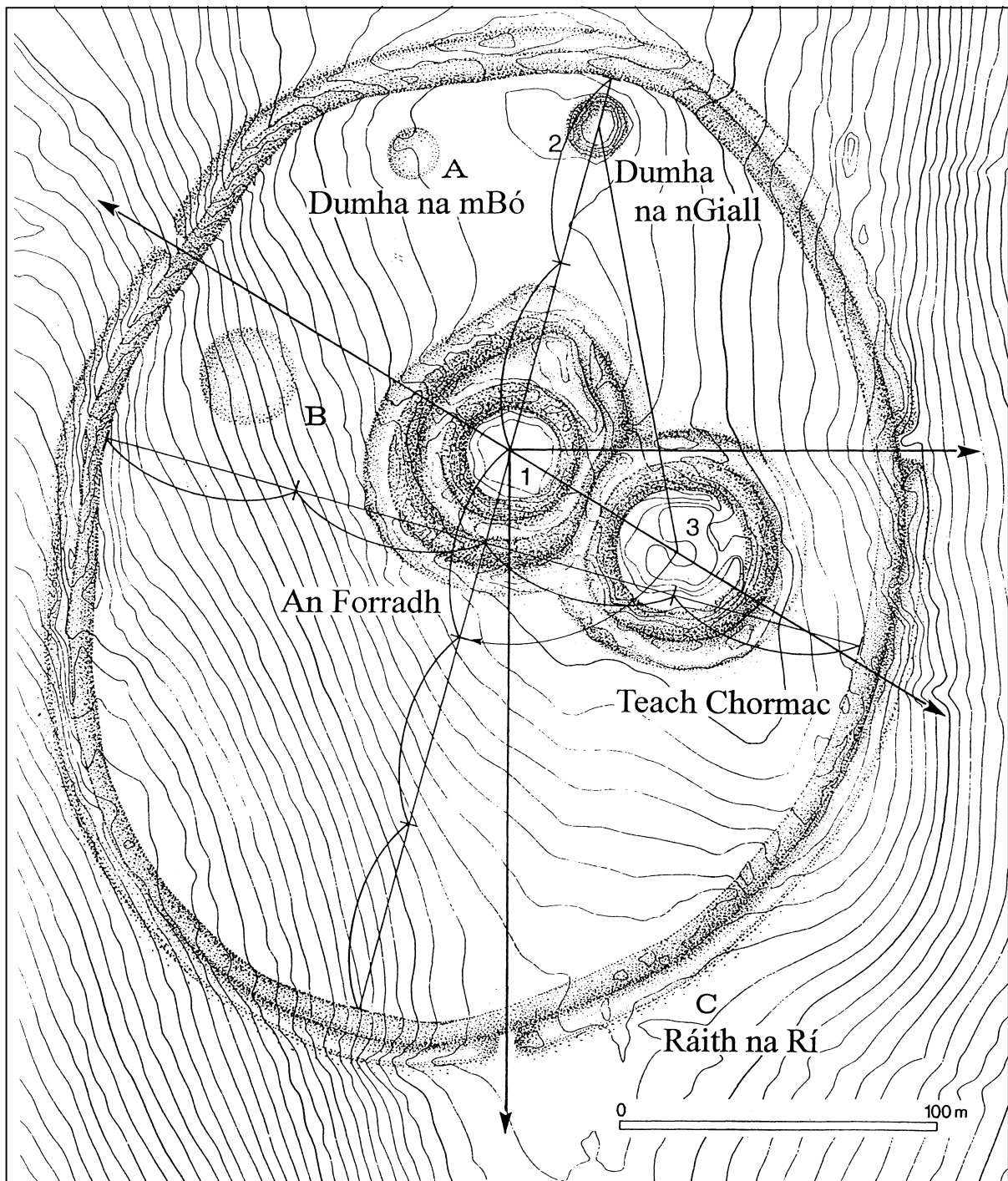


Abbildung 9. Temair (Tara), Irland (Relief nach Newman 1995, Abb. 32). 1 - An Forradh; 2 - Dumha na nGiall; 3 - Teach Chormac; A - Dumha na mBó; B - schon längst verschwundener Grabhügel, erkennbar durch elektroresistente Messungen; C - Ráith na Rí. Äquidistanz = 0,5 m.

Der östliche ist eine enge Lücke, die auf der Achse des Eingangs (fehlt in der Abbildung) in den Wall Teach Chormac liegt. An der Innenseite finden sich Spuren eines trichterförmigen Bauwerks, wahrscheinlich einer Palisade, die sich zum Eingang hin verjüngte (Newman 1995, 65 f). Der Südeingang war ca. 3 m breit, hier hat die Holzpalisade einen Durchgang, der Graben zwischen der Palisade und dem Wall verläuft ohne Unterbrechungen. Ähnlich verhielt es sich beim nordwestlichen Eingang, wo aber eine Unterbrechung des Grabens topographisch gut erkennbar ist. Das bedeutet, daß der ursprünglich durchgehende Graben später zugeschüttet wurde, damit man einen Weg bauen konnte. Die gleiche Erklärung würde auch für den Südeingang zutreffen. Das bedeutet im ganzen,

daß zunächst der Wall und der Innengraben existierten und anschließend wurden zugleich die Eingänge und die Innenpalisade errichtet (Newman 1995, 66 f).

Das Verhältnis zwischen der Länge und der Breite der Wallburg beträgt 5 : 4, wobei 1 die Entfernung zwischen den Zentren von Forrad und Teach Chormaic darstellt (Abb. 9: 1, 3). Das Zentrum Forrads liegt auf zwei Fünfteln der Länge. Der Eingang in die Achse des Eingangs von Teach Chormaic würde bedeuten, daß die Eingänge in die Burganlage schon von Anfang an bestehen. Die Zuschüttung des Grabens bei den Eingängen konnte nur ein Teil des Gesamtbaus sein. Sollte dies später geschehen sein, hätte man in älterer Zeit über den Graben eine Brücke schlagen können. Die heiligen Rituale, die dort stattfanden, würden so noch eine symbolische Handlung einschließen, die Errichtung der Brücke, die die Welt der Toten und die der Lebenden verbindet, und der Gang darüber.

Die neolithische Grabhügel Dumha na nGiall und Forrad stehen auf der Längsachse des Ringwalls. Der Winkel zwischen dieser Richtung und der Richtung, die von Dumha na nGiall, dem zugleich höchsten Punkt der Anhöhe, und Teach Chormac bestimmt werden, beträgt 25°. Richtung Forrad - der Osteingang liegt in W-O-Richtung, Richtung Forrad - der Südeingang liegt in N-S-Richtung, die Richtung nordwestlicher Eingang - Forrad - Teach Chormac hat von Norden einen Winkel von 121°. Der Eingang nach Osten ist charakteristisch für zahlreiche keltische Kultstätten, der Innenbereich des Burgwalls Libenice in Tschechien wurde im Hinblick auf die Sonnenlage eingerichtet (Webster 1996, 459 f). Wenn die Richtung von 59° bei den Denkmälern am irischen See Lough Gur auf etwa der gleichen geographischen Breite den Sonnenaufgang am Festtag *Lammas* (Dames 1992, 77) bedeutet, dann kennzeichnen 121° in Teach Chormaic den Sonnenaufgang am 1. Februar, also am Feiertag *Imbolc* oder *Oimelg*, am Tag der hl. Brigitte, dem Frühjahrsbeginn. 301° in Richtung Forrad und Nordwest-Eingang kennzeichnen dagegen den Sonnenuntergang am 1. August, dem Festtag *Lughnasa* oder *Lammas*, dem Herbstbeginn (Dames 1992, 17 f). All das deutet auf eine einheitliche Konzeption bei der Errichtung Ráith na Ríg mit drei Eingängen in Bezug zu Teach Chormaic und Forrad, das einen Hauptschnittpunkt der Richtungen bildet, all das in Verbindung mit den älteren Denkmälern, wovon eine besondere Bedeutung Dumha na nGiall zukam.

1. 2 Die Steine: Lia Fáil, Blocc, Blaigne und ein namenloser

Keiner der Steine von der Temair, die in der Überlieferung in Verbindung mit der Einsetzungszeremonie erwähnt werden, kann heute mit Sicherheit bestimmt werden, weil sie nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platz stehen. Es gibt zwar noch mehr Temair-Steine. Der bekannteste der "Einsetzungs"-Steine ist die phallusförmige Steinsäule, die heute auf dem Forrad-Gipfel steht und Lia Fáil heißt. Davon sind die meisten Angaben vorhanden. Wie Wagner bewiesen hat, ist der Name Fál etymologisch gleichzusetzen mit dem Namen Gwawl, wie sich der wallisische König des Jenseits nannte. Lia Fáil stellt die Stimme von Lug, dem göttlichen Vorgänger von der Temair dar (Bhreathnach 1995, 111). Der Text *Cath Maige Tuired*, die älteste Variante stammt schon aus dem 9. Jh., berichtet, daß der Stein Fáil vom legendären Túatha Dé Danann aus der Stadt Falias nach Irland gebracht worden war.

De Shíl Chonairi Móir (Über das Geschlecht Conair Mórs). Vielleicht 8. Jh.

Bai carpat rig hi Temair nogabtais da ech oendatha nad ragabaitis riam fon carpat. Inti nad airoemath flaith Temrach, conobath in carpat fris conachmoceth 7 concligtis ind hich fris. 7 bai casal rí isin carbad. Intí nad aurimeth flaith Temrach ba romor do in chasal. 7 batar da liaic hi Temuir .i. Blocc 7 Blaigne; inti arfoemtis, arosilctis fris co teged in carpat etarru. 7 bai Fal fri fonnad in charpait conidcluneth cach. Inti nad aurimeth flaith Temrach, ni airslaictis riam na da liaic .i. Bloc 7 Blugne. Ise mod ticed hochair lame eturru; 7 inti nad auremeth flaith Temrach, ni screted in Fal fria fonnad.

“Es war der Wagen des Königs auf der Temair. Vor den Wagen waren zwei Pferde von gleicher Farbe gespannt, die niemals zuvor eingespannt waren. Er würde vor jedem umstürzen, für den die

Temair-Königsherrschaft nicht bestimmt wäre, so daß er ihn nicht unter Kontrolle hätte, und die Pferde würden sich auf ihn stürzen. Und der Königsmantel lag auf dem Wagen; demjenigen, der die Herrschaft über Temair nicht erlangen sollte, war der Mantel stets zu groß. Und es befanden sich zwei Steine auf der Temair: Blocc und Blaigne; wenn sie jemanden akzeptierten, würden sie sich vor ihm öffnen, bis der Wagen durchgefahren wäre. Und Fál stand dort, ein steinerner Penis, an der Spitze des Wagenweges(?); wenn jemand die Temair-Herrschaft erlangen sollte, schrie er angesichts seiner Felge (*fonnad*) auf, so daß es alle hören konnten. Aber die beiden Steine Blocc und Blaigne würden sich nicht vor dem öffnen, der die Herrschaft über die Temair nicht erlangen sollte, und ihre übliche Lage war so, daß jemand's Hand nur seitlich dazwischen gehen konnte, ebenso würde Fál bei demjenigen, der die Temair-Königsherrschaft nicht erlangen sollte, angesichts seiner Felge (*fonnad*) nicht aufschreien."

(Nach der englischen Übersetzung in: Bhreathnach 1995, 2)

Teit dochum Fail cosna slogaib ime, a mathair riam; gloedith in Fal. "Arraet Fal!" forsint sluag huli.

Er schreitet zum Fál mit all der Menschenmenge, die ihn umgibt, und der Mutter an der Spitze. Der Fál schreit auf. "Der Fál hat ihn angenommen!" brüllt die Menschenmenge.

(Nach der englischen Übersetzung in: Bhreathnach 1995a, 74)

Den Weg des Wagens könnte man möglicherweise mit dem Denkmal Tech Midchúarta (Speisesaal, Gasthaus) gleichsetzen. Das sind zwei parallele, gerade, 203 m lange Wälle. Im Norden enden sie im Moor. Archäologisch kann man sie entweder als Ritualbauwerk, vielleicht als symbolische Grenze, oder als Zeremonieweg auslegen, wie sie in Britannien im Mittel- und Spätneolithikum errichtet wurden. Die Tatsache, daß die südlichere Dumha na nGiall genau in der Achse von Tech Midchúarta steht, würde die zweite Erklärung untermauern (Bhreathnach, Newman 1995, 45 ff). Den Fál an der Spitze des Wagenweges könnte man sich am leichtesten auf dem Geiselgrabhügel vorstellen. *Fonnad* bedeutet wahrscheinlich "Fundament". Das Wort soll von *fonn* "Boden, Fundament, Erde, Stück Erde, Bereich" abstammen. Der *Fonnad* des Wagens wäre das Symbol für die Erde, der weibliche Teil des Wagens, der den *fál* sucht, den gesetzmäßigen königlichen Herrscher (Bhreathnach 1995, 2). In der Beschreibung *Dindgnai Temrach* werden die Steine *Bloc* und *Blaigne* als Grabmale aufgefaßt, die nördlich von Ráith na Ríg stehen, obwohl der Autor dafür die Bezeichnung *duma* (Grabhügel) oder *lecht* (offensichtlich ein Grabbau aus Steinplatten) nicht gebraucht (Bhreathnach 1995a, 69 ff). Heutzutage kann man die beiden Namen mit keinem der Temair-Denkmäler mit Sicherheit in Verbindung bringen.

Lebor Gabála Érenn (Das Buch von der Eroberung Irlands). Spätes 11. Jh. oder frühes 12. Jh.

Ba rí Érenn trá inn tí fo ngedsed in cloch sin. Co roselaigh Cú Culaind cona cladim ar na ro geiss fóe ná fó dalta .i. fó Lugaid mac na ttrí Finn Emna, 7 ní ro ges ó sin ille acht fó Conn namá. Co ro scenn a crídhe eisti hó Themraigh co Tailltin: is dé atá Crídhi Fáil i Tailltin. Ecmanning ní hed foterá na hidlu do brisiud cen rígi do gabáil do Lugaid dána, acht Críst do genemuin in tan sin.

Derjenige, unter dem dieser Stein aufschreien würde, wäre der König von Irland. Aber Cú Chulaind schlug ihn mit seinem Schwert, denn er schrie nicht auf unter ihm und seinem Pflegesohn Lugaid mac na ttrí Finn Emna, und von da an schrie er nicht auf, nur unter Conn. Und so sprang sein Herz aus ihm heraus von der Temair bis Tailltiu, das ist der Grund dafür, daß sich Fáils Herz in Tailltiu befindet. Aber die Zerstörung der Götzen verursachte nicht Lugaid's Mißerfolg bei der Übernahme der Herrschaft, sondern die Geburt Christi in derselben Zeit.

(Nach der englischen Übersetzung in: Bhreathnach 1996)

Der Schlag des mythologischen Königs Cú Chulaind hatte den Stein zwar nicht wirklich zerstört, er nahm ihm aber die Kraft, die sich nur noch bei Conn (Céthachach = hundert Schlachten) zeigte. Nach Edel Bhreathnachs Ansicht soll die Übertragung des Steinherzens auf den Tailltiu bedeuten, daß man die Einsetzung der Temair-Könige dorthin verlegt hätte. Eine Resonanz dieser Übertragung ist schon im 9. Jh. in der Legende *Vita Tripartita* des heiligen Patrik zu finden, was wahrscheinlich

die tatsächliche Verlegung der Einsetzungszeremonie von der Temair auf den Tailltiu vielleicht schon Ende des 7. Jhs. widerspiegelt (Bhreathnach 1996).

Es folgen weniger legendäre, sachlichere topographische Beschreibungen.

Bischof *Tírechán, Collectanea* (130-3 § 8 (6)). Ende 7. Jh.

et est lapis illius in oris australibus orientalibusque <Temro> usque in praesentem diem, et conspexi illum oculis meis.

“und der Stein jenes (Druiden) liegt bis heute an den südöstlichen Seiten der Temair, und ich sah ihn mit eigenen Augen.”

(Nach: Bhreathnach 1995, 21).

Der Fál wird hier zum erstenmal von einem Augenzeugen erwähnt. Schon damals stand er höchstwahrscheinlich dort wie in der Zeit späterer Beschreibungen. Die Mehrzahl der Denkmäler auf der Temair befindet sich nämlich nördlich und westlich des Steins (vgl.: Bhreathnach 1995a, Abb. 36, 37).

Nach der Beschreibung in *Dindgnai Temrach* wird Lia Fáil hinter dem Grabhügel der Geiseln - Duma na nGiall erwähnt, aber noch immer innerhalb der Königsburg - Ráith Ríg, wobei die Aufzählung von Süden nach Norden fortschreitet. Nach Edel Bhreathnachs Auffassung ist die Beschreibung so zu verstehen, als befände sich der Stein nördlich des Grabhügels (Bhreathnach 1995a, 71 f). Da dieser nur einige Meter vom Umfassungsgraben entfernt liegt, ist die Erklärung wahrscheinlicher, daß der Stein auf dem Grabhügel gestanden hat, was ebenso der Aufzählungsweise nicht widerspräche.

Die Vita des Heiligen und Begründers des Klosters Lann (Lynn, Grafschaft Westmeath) *Betha Colmáin maic Lúacháin*, die im 12. Jh. verfaßt wurde (Bhreathnach 1995, 66), beschreibt, wie er bis zum Jüngsten Tag der Forannan-Klan das Recht der Königsverkündigung auf die Temair überträgt. Es folgt die Beschreibung der Zeremonie:

“*.i. rígi 7 airechus hÉrenn duit, a rí.*” “*Uodergc(?) ort-sa,*” *ol an rí .i. ac tabairt urchair dó, “an tugcais Conall Guthbind let?” Ocus is amlaid dlegar sin: an rí do buth a mbun Cart[h]i na nGiall túass 7 an fer do Híb Forannán ar an lic síis 7 echlasgc ana láim gan imíadad amail conicfa ar an orchur, acht ná dige dín lic immach* (par. 70).

“Die Herrschaft und Führung von Irland Dir, oh König!” “*Uodergc(?) über Dich,*” spricht der König und gibt ihm den Schlag, “hast Du Conall Guthbinn mit hierher geführt?” Und das muß vollbracht werden, der König möge oben am Fuße der Steinsäule der Geiseln stehen und der Mann unter den Uí Fhorannáin auf der Steinplatte unten, mit vorbereiteter Pferdepeitsche in der Hand, so daß der dem Schlag auszuweichen vermag, wie er es am besten kann, wobei er dafür Sorge tragen muß, daß er nicht weiter vom Stein tritt.

(Übersetzung nach dem englischen Text in: Pontfarcy 1987, 206 f)

Conall ist der König, den Maelumae, Forannans Sohn erschlug. Die Bedeutung des Wortes *uodergc* ist unklar. Die beiden Steine betrachtet Yolande de Pontfarcy als männliches und weibliches Prinzip (Pontfarcy 1987, 207 f). Die Beschreibung bringt den Stein Fáil erneut mit dem Grabhügel der Geiseln (Duma na nGiall) in Verbindung, er stand sehr wahrscheinlich darauf, worauf die Verbindung *Cart[h]i na nGiall* und die Angabe hindeuten, daß der König oben gestanden habe. Der Grabhügel bestand zum Großteil aus Steinplatten (Bhreathnach, Newman 1995, 33 f). Eine davon könnte die Steinplatte unten sein, der vierte Stein, der mit der Einsetzung in Zusammenhang steht. *Cart[h]i na nGiall* lenkt die Aufmerksamkeit auf die Geschichte von Nia Mór, die größtenteils vor dem 8. Jh. entstanden ist. Darin kommt ein Abschnitt über die Träume von Cormac mac Airt vor, worin er gesehen hat, wie der König von Ulster Eochu Gunnat die Säule der Geiseln (*coirthi na ngiall*) von der Temair erhoben und sie nach Crúachain gebracht hatte. Eochu trug dessen Frau Eithne Thóebfhota fort. Die Druiden erklären Cormac die Bedeutung der Träume, er werde die Temair-Herrschaft verlieren (Bhreathnach 1995, 92). *Coirthi na ngiall* könnte so den Stein Fáil und den symbolischen Ersatz für Eithne darstellen.

Der Gelehrte und Historiograph Geoffrey Keating beschrieb im 17. Jh. in seiner Geschichte Irlands die erfundene Verlegung des Lia Fáil von Irland nach Schottland in das Kloster Scone und

von dort nach England nach Westminster (Bhreathnach 1996). Im Jahre 1753 besuchte Richard Pococke die Temair, wo er fünf Grabhügel bemerkte, auf dem südlichen stand ein Stein oder eine aufrechte Säule (*on the Southern one is a Stone or pillar Set up*) (Bhreathnach 1996). Damals befand er sich also schon am heutigen Ort auf dem Forrad. Das stimmt nicht überein mit der modernen Angabe, man hätte ihn dorthin gebracht, um damit das Grab der Aufständischen zu kennzeichnen, die 1798 gefallen waren (Bhreathnach, Newman 1995, 42). Wie Wakemans Führer irischer Denkmäler von 1848 anführt, wurde der Fáil im Jahre 1824 an den heutigen Ort gestellt (Bhreathnach 1995, 131).

Aus mehreren Beschreibungen ist zu ersehen, daß der Fáil gelegen hat. Baile in Scáil schildert, wie Conn Cétchathach auf der Temair umherspaziert und einen Stein unter seinen Füßen findet. Conn steht auf dem Stein und dieser schreit auf. Der Dichter Cináed úa hArtacáin (gestorben 974) beschreibt ihn im Vers *in cloch fors'táit mo dí sháil* (der Stein, auf dem meine Fersen stehen). Ende des 12. Jhs. bezeichnet ihn ein Gedicht, das den König Ragnall preist, mit dem Wort *leac*, das gewöhnlich eine Steinplatte bedeutet. Das ist nicht unbedingt damit zu erklären, daß er schon von Anfang an gelegen hat, wahrscheinlich war dies aber in der Entstehungszeit dieser Texte der Fall (Bhreathnach 1995, 105 f; Bhreathnach 1995a, 75). Es erscheint mir nicht unwahrscheinlich, daß sich *leac* nicht auf den Fáil bezieht, sondern auf die Platte, unten neben dem Grabhügel der Geiseln, den *Betha Colmáin maic Lúacháin* beschreibt.

Topographischer Vergleich zwischen Temair und Zollfeld - Sveško polje

Zwischen den beiden Gruppen von Heiligenstätten sind im Augenblick folgende Übereinstimmungen zu beobachten. Die Dreiergruppe Forradh - Dumha na nGiall - Teach Chormac bildet den heiligen Winkel von 25° genauso wie die Dreiergruppe Karnburg - Krnski Grad - Herzogstuhl auf dem Zollfeld - Sveško polje - Maria Saal - Svatne. Dumha na nGiall ist Teil eines ehemaligen Gräberfeldes, und der Standort des Herzogstuhls mit den dortigen Steinen befindet sich auf einem ehemaligen Gräberfeld. Die Zeremonie auf der Temair verbinden vier Steine in eine Gruppe, vier ursprüngliche Steine entdeckten wir auf dem Zollfeld - Sveško polje. Der Bloc und Bluigne standen dicht nebeneinander - die beiden Zollfelder Meilensteine standen ebenfalls dicht nebeneinander. Der Fáil ist rund, der danebenliegende Stein war gerade - der Fürstenstein ist rund, der Westsitz des Herzogstuhls hat gerade Seiten.

ZEREMONIE

1. Verlauf der Einsetzung auf der Temair

In der altirischen Überlieferung von der Einsetzung der Temair-Könige können wir mehrere Stufen scheinbarer Wirklichkeit unterscheiden, in der sich in verschiedenem Ausmaß mythologische Wesen mit historischen Ereignissen und Personen vermischen. Am wenigsten "menschlich" ist die Schicht der Überlieferung, wo die Helden Tiere darstellen.

Loch Dá Gabar (See zweier Pferde), der heutige See Lagore, einige Kilometer von der Temair entfernt. Es gibt eine Variante in Versen und zwei in Prosa der Geschichte über die Herkunft seines Namens, die in *Dinnshenchas* erhalten sind (Ní Chatháin 1991, 124 ff).

Kurzer Inhalt: Der Stierkönig (*thairb-ríg*) *Eochaid mairc-cend* führte am Temair-Feiertag (*fheis Temrach*) die Pferde *Gáeth* und *Grían* zum Zeichen der Unterordnung. Der graue Hengst *Serrach* folgte ihnen in das Gestüt des Temair-Königs, weil er eine Stute zur Paarung suchte. In der Versvariante kommt nur ein hageres Fohlen (*rosfúaitgi serrach*) vor. Es kam aus der Tiefe, wo

Glasgen wohnte. Die Pferde erschrakten, flohen vor ihm in den See und ertranken (Ní Chatháin 1991, 125).

Schon diese kurze Geschichte verbindet einige wichtige Elemente. *Feis Temro* ist eine Zeremonie, die in der Literatur verschieden erklärt wird. Edel Bhreathnach betrachtet Binchys Erklärung als die bestbegründete. Ihrer Ansicht nach war der historische *Feis Temro* ein primitiver Fruchtbarkeitsritus, der in der Verehrung des heiligen Königs gipfelte. Ursprünglich war er eine rituelle Vermählung des Temair-Königs und der Göttin Medb. Zum letztenmal hat ihn Diarmait mac Cerbaill im Jahre 560 vollzogen, dann schaffte man ihn ab als Überrest des Heidentums (Bhreathnach 1995, 8, 121). Die Rechtsschrift *Bretha Nemed* aus dem 8. Jh. bestimmt auch die Position des *rí ruirech*, des Königs der Könige. Das, was ihn bestimmt, ist unter anderem auch der *feis temruch*. Da die Schrift aus Munster stammt, war eine gewisse Form der Oberherrschaft mit der Temair verbunden, so daß derjenige König, der die Stellung des *rí ruirech* einnehmen sollte, fähig sein mußte, den Feis Temro zu feiern (Bhreathnach 1995, 58 f).

Die Geschichte *Tochmarc Étaíne* (Étaíns Werbung) aus dem 9. Jh. beschreibt, wie Eochaid Airem nicht den *Feis Temro* veranstalten konnte, als er König wurde, weil er keine Königin hatte, denn der König konnte ohne Königin den *Feis* nicht feiern (Bhreathnach 1995, 90). Deshalb machte er sich auf die Suche nach einer Frau. An einer Quelle traf er auf die schöne Étaín, die eine grüne Tunika mit scharlachfarbenem Umhang trug (Rolleston 1994, 157). Nach Borgeaud ist der Name E(o)chaid, E(o)chu etymologisch verbunden mit dem Pferdegott und dem Tod. Der Name von Eochaid's Tochter *Medb* steht in Verbindung mit der Trunkenheit (Bhreathnach 1995, 111).

Eochaid mairc-cend ist dem Namen und dem Beinamen nach ein Pferd (Ní Chatháin 1991, 125). *Mairc-cend* würde so Pferdekopf bedeuten. Als Stierkönig ist er auch ein Stier. *Gáeth* bedeutet Wind, *Grían* Sonne, *Glasgen* ist ein zusammengesetzter Name aus *glas* = grün, blau und *gen*, was mit *gein* = "Geburt", *gniid* = "tut, macht" zusammenhängt (Thurneysen 1909, 78 f). *Glasgen* ist demnach derjenige der das Grüne bewirkt. Der Hengst, der aus der Tiefe kommt, ist *Glasgen* selbst. Der Siegerhengst ist deshalb zweifarbig, grau und grün. Die Namen deuten zweifellos darauf hin, daß die Helden der Geschichte natürliche Helden sind. *Grían* ist ein anderer Name der Göttin Macha, die ebenfalls eine Pferdegestalt hat (Ní Chatháin 1991, 125 ff). Die Wörter *gáeth* und *grían* sind im Altirischen weiblichen Geschlechts. *Glasgen* verfolgte die Stuten.

Es folgen Geschichten, in denen die Helden Tiere, Götter und Menschen sind. Die Temair-Könige, die dort auftreten, gehören zur Gruppe der legendären Persönlichkeiten.

Conair Mór war der Sohn Messbuachallas (=Pflegetochter des Kuhhirten) und des Vogelgottes. Er hatte drei Blutsbrüder: *Ferlee*, *Fergar* und *Ferrogan*. Als der alte Temair-König starb, wahrte man am Stierfeiertag (*tarbfes*) einen neuen König. Man schlachtete einen Stier und der Wahrsager aß sich satt und trank seine Suppe. Dann ging er zu Bett und über ihn sang man Zaubersprüche, die die Wahrheit an den Tag bringen sollten. Wer auch immer ihm im Traum erscheinen würde, sollte König werden. Der Träumer schrie im Schlaf, er sehe einen nackten Mann, wie er in Richtung Temair mit einem Stein in einer Schleuderbinde gehe. Es war Feiertag auf der Temair und Conair spielte währenddessen anderswo mit seinen Blutsbrüdern. Sie schieden voneinander und Conair erblickte eine Vogelschar. Er verfolgte sie bis zum Meeresstrand. Dort stieg er vom Wagen und nahm die Schleuderbinde, um nach ihnen zu werfen. In diesem Augenblick verwandelten sie sich in bewaffnete Männer, die sich auf ihn stürzten. Aber einer von ihnen beschützte ihn und sprach, er sei *Nemglan*, König der Vögel seines Vaters. Er sagte zu Conair, er dürfe nicht auf die Vögel schießen, weil sie alle seines Geschlechts seien. Er beauftragte ihn auf die Temair zu gehen, wo er mit Hilfe des Stierfeiertages König werden sollte. Ein ganz und gar nackter Mann, der gegen Ende der Nacht auf einer der Straßen in Richtung Temair gehen und einen Stein und eine Schleuderbinde tragen wird, soll König werden. Conair befolgte die Anweisung und traf auf dem Weg Stammesoberhäupter, die

auf den Mann aus der Prophezeiung warteten. Sie kleideten ihn in Königsgewänder und führten ihn mit (Rolleston 1994, 166 ff).

Rolleston berichtet offensichtlich nach der Schrift *Togail Bruidne Da Derga*. Dieser altirische Text stammt aus dem 9. Jh. (Bhreathnach 1995, 89). Nemglan ist König der Vögel von Conairs Vater. Kürzer gefaßt, Nemglan ist Conairs Vater. Seine himmlische Abkunft bestätigt auch sein Name, *nem* ist der Himmel (Thurneysen 1909, 87). Die Auseinandersetzung, die in der Erzählung nicht ausführlich geschildert wird, wird tatsächlich zwischen Vater und Sohn ausgetragen. Die drei Blutsbrüder deuten in ihren Namen auf verschiedene Eigenschaften, z.B.: *Fer* = Mann, *ga(i)rid* = ruft, *•le* = vereint (Thurneysen 1909, 75 ff). Wie wir oben gesehen haben, erwarten Conair auf der Temair noch die Wagen-, Pferde-, Kleider- und Steinprobe.

Echtra mac nEchdach Mugmedóin (Die Abenteuer von Eochu Mugmedóns Söhnen). Der Autor einer der Texte soll im 11. Jh. Cúán úa Lothcháin gewesen sein, einzelne Bestandteile könnten schon aus dem 8. Jh. stammen (Bhreathnach 1995, 97 f). Die Geschichte erzählt, wie der legendäre Temair-König Níall Noígíallach zu seiner Herrschaft gekommen war. Obwohl er in den Jahren von 379 bis 405 geherrscht haben soll, gehört er tatsächlich zur Gruppe der halblegendären Könige. Den Beinamen Noígíallach (neun Geiseln) soll er nach den neun Geiseln erhalten haben, von denen er fünf aus Irland und vier aus Schottland genommen hatte (Bhreathnach 1995, 88 ff; Dillon 1994, 38).

Kurzer Inhalt: Seine Mutter war Prinzessin Cairenn, die sein Vater, der Temair-König Eochu entführt hatte (Joynt 1910, 93). Nach seiner Geburt setzen sie Níall aus, und er kehrt erst neun Jahre später in einem Umhang, der wie frisches Gras ist, auf die Temair zurück (Joynt 1910, 95 ff). Er hat vier Halbbrüder von einer anderen Mutter. Eochu überläßt es dem Schmied Sithchenn, unter ihnen den Nachfolger zu wählen. Dieser setzt die Schmiede, in der die Brüder arbeiten in Brand. Níall bringt den Amboß heraus, Brían die Hammer, Fíachra den Biereimer und die Bälge, Aillil die Waffen, Fergus das Reisigbündel mit einem darin befindlichen Eibenstock. Sithchenn gratuliert Níall als dem Sieger. Eines Tages gehen die Brüder auf Jagd und verlieren sich im Wald. Sie errichten ein Feuer und kochen die Beute (Dillon 1994, 39), ein Wildschwein (Joynt 1910, 101). Einer der Brüder macht sich auf den Weg, Wasser zu holen. An der Quelle trifft er auf eine alte Frau, schwarz wie Kohle mit grauem Kopf (Dillon 1994, 39; Joynt 1910, 103). Ihre Haare gleichen dem Schweif eines Wildpferdes. Die schmutzigen Zähne reichen von Ohr zu Ohr. Ihre Augen sind schwarz, die Nase gebogen und flachgedrückt, der Leib dürr, die Unterschenkel verbunden, die Knie und Knöchel dick, die Schultern breit, die Nägel grün (Dillon 1994, 39). Für das Wasser fordert sie einen Kuß. Die vier Brüder weisen sie ab und erst Níall willigt ein und legt sich zu ihr. Als er sie wieder anschaut, ist sie in eine Schönheit verwandelt. Jetzt ist sie weiß, gekleidet in einen scharlachroten (grünen nach der Versvariante - Joynt 1910, 105) Mantel. Sie stellt sich als Herrschaft vor, reicht ihm das Wasser und gibt ihm den Rat, es nicht den Brüdern zu geben, bis sie seine Oberherrschaft anerkennen, und die Waffen eine Handbreit über die ihren zu erheben. Níall handelt, wie er es gelernt hat. Dann kehren die Brüder auf die Temair zurück, und als sie die Waffen erheben, erhebt sie Níall eine Handbreit höher (Dillon 1994, 39 f).

Níall ist kein gewöhnlicher Mensch. Der Name des Vaters gibt zu erkennen, daß er der Sohn eines Pferdes ist. Seine Rückkehr in grünem Umhang nach langer Abwesenheit, die Rückkehr des Bruders, der Name, der ihn als zehnten neben neun darstellt, all diesen Eigenschaften begegnen wir auch bei der slawischen Gottheit, den die slowenische Überlieferung als *Zeleni Jurij* (=Grüner Georg) und als *Deseti brat* (=Zehnter Bruder) kennt. Níall geht aus der Probe als Sieger hervor, weil er aus der Schmiede den schwersten Gegenstand herausträgt, er ist also der stärkste. Die alte Frau, die das Wasser hütet, wird im allgemeinen als Hexe bezeichnet, aber ihre Beschreibung deutet darauf hin, daß es sich in der Tat um eine Stute handelt. Als sie sich in eine Schönheit verwandelt, ist das auch eine Verwandlung in eine menschliche Gestalt, was aus Níalls Feststellung: "Welche Gestalt hast Du

angenommen? Du bist am schönsten in menschlicher Gestalt“ zu ersehen ist (Joynt 1910, 105). Das Getränk, das er bekommt, wird aus dem Königshorn fließen: Met, Honig und starkes Bier (Joynt 1910, 107).

Baile in Scáil (Wahnsinn des Geistes). Text aus dem 9. oder 10. Jh. mit Einschub aus dem 11. Jh. (Bhreathnach 1995, 50). Die Geschichte erzählt, wie *Conn Cétchathach* (= hundert Schlachten) von den Nachfolgern seines Geschlechts auf der Temair erfahren hat.

Kurzer Inhalt: Conn steigt auf den Wall von der Temair zusammen mit drei Druiden, Mael, Blocc, Bluiccnui, Eochu, Corbb und *fili* Cesarn. Neben den Füßen erblickt er einen Stein, er tritt darauf und dieser schreit auf. Conn fragt *filid*, warum er geschrien habe und um was für einen Stein es sich handle. *Filid* nimmt sich 53 Tage Bedenkzeit. Mit seiner Sehergabe gibt er darauf eine Antwort. *Fál* ist der Name des Steins. Er kam aus Inis Fáil und wird nach Teltown gehen. Die Zahl der Schreie unter Conns Füßen ist die Zahl der irischen Könige seines Geschlechts. Dann kommt ein dichter Nebel auf, Conn und seine Begleiter verlieren den Weg. Sie hören einen Pferdereiter, der sich ihnen nähert und ihnen drei Schläge erteilt. *Fili* weist ihn darauf hin, daß er den König angreift. Der Pferdereiter hört auf, auf ihn einzuschlagen, begrüßt Conn und lädt ihn in sein Haus ein. Sie kommen zu einem Feld mit goldenem Baum. Dort stand das Haus und darin befand sich ein Mädchen auf einem kristallinen Thron und goldener Krone auf dem Haupt. Vor ihr standen eine Wanne, eine Schüssel und ein Becher. Auf dem Thron sitzt der Geist, der sich als Lug vorstellt, der nach dem Tode erschienen ist, damit man ihm eine Ehre erweist und damit er ihnen alle künftigen Prinzen aufzählen würde. Das Mädchen war die Herrschaft Irlands. Sie reichte Conn das Mahl, eine Rinder- und eine Schweinsrippe, beide von riesigem Ausmaß. Sie fragt, wem sie einen Becher mit rotem Bier reichen könne (*dergflaith*) und der Geist antwortet. Er führt zuerst Conn an und dann alle Prinzen nach ihm. Cesarn schreibt sie auf 4 Eibenstöcke auf. Dann verschwinden Geist und Haus, aber die Wanne, die Schüssel und die Stöcke bleiben (Dillon 1994, 12 f).

Dillon (1994, 11) setzt Conn in das 2. Jh., obwohl es sich um keine historische Persönlichkeit handelt. *Fili* ist ein Hellseher, der die Wortkunst und die Schrift beherrscht. Ursprünglich sollen sie mit den Druiden identisch gewesen sein, mit der Christianisierung soll es aber zur Spezialisierung gekommen sein (Mytum 1992, 54). Schon Rudolf Thurneysen verwies auf das Wortspiel *dergflaith*: *derg* = rot, *flaith* = Herrschaft, *laith* = Getränk (Dillon 1994, 13). Conns Getränk ist demnach offensichtlich die Herrschaft. Blocc und Bluiccnui sind in dieser Erzählung Druiden und nicht die Steine, die *Shíl Chonairi Móir* erwähnt. Das bestätigt die symbolische Rolle, die bei der Zeremonie die Steine spielen, was wir schon bei *coirthi na ngiall* dem Enkel Conns Cormac mac Airt gesehen haben. Die Kräfte, die die Überlieferung beschreibt, treten demnach in verschiedenen Gestalten auf: menschlichen, tierischen und gegenständlichen.

Die dritte Gruppe bilden die Beschreibungen der Einsetzungen, die die Zeremonie darzustellen versuchen, wie sie sie Augenzeugen gesehen haben. Denjenigen, dem wir in *Betha Colmáin maic Lúacháin* begegnen, haben wir schon oben betrachtet. Es sei noch eine Beschreibung angeführt, die sich zwar auf Tir Conaill und nicht auf die Temair bezieht, aber die Einsetzung des Königs in Irland bedeutsam abrundet. Das ist ein Abschnitt aus dem Buch *Topographia Hibernica*, das 1185 von *Giraldus Cambrensis*, Gerald dem Waliser (*Gerallt Cymro*), einem Nachfahren normannischer Adligen und walisischer Prinzen, Gelehrten, Geistlichen, Abenteurer und unermüdeten Schriftsteller (<http://www.wp.com/castlewales/gerald.html>), verfaßt wurde.

Est igitur in boreali et ulteriori Ultoniae parte, scilicet apud Kenelcunnil, gens quaedam, quae barbaro nimis et abominabilis ritu sic sibi regem creare solet. Collecto in unum universo terrae illius populo, in medium producitur jumentum candidum. Ad quod sublimandus ille non in principem sed in beluam, non in regem sed exlegem, coram omnibus bestialiter accedens, non minus impudenter quam imprudenter se quoque bestiam profitetur. Et statim jumento interfecto, et

frustatim in aqua decocto, in eadem aqua balneum ei paratur. Cui insidens, de carnibus illis sibi allatis, circumstante populo suo et convescente, comedit ipse. De jure quoque quo lavatur, non vase aliquo, non manu, sed ore tantum circumquaque haurit et bibit. Quibus ita rite, non recte completis, regnum illius et dominium est confirmatum (Pontfarcy 1987, 203).

“Es lebt nämlich im nördlichen und äußersten Teil von Ulster, und zwar in Kenelcunnil, ein Volk, das den Brauch hat, auf eine höchst abscheuliche Weise den König einzusetzen. Wenn all das Volk jenes Landes an einem Ort vereint ist, führt man eine weiße Stute in die Mitte, zu der auf tierische Weise in Gegenwart von allen der kommt, der erhoben werden muß, nicht als Herrscher, sondern als Bestie, nicht als König, sondern als Ausgestoßener (und) auch er selbst benimmt sich nicht weniger schamlos als verstandeslos wie ein Tier. Und sogleich tötet man die Stute und kocht sie zerstückelt in Wasser und man bereitet ihm im selben Wasser ein Bad, in dem er sitzt, das Volk steht um ihn herum und ißt zusammen, auch er selbst nimmt das Fleisch zu sich, das man ihm gebracht hatte. Auch die Suppe, in der er badet, ißt er nicht mit einem Gefäß, noch mit der Hand, sondern er verschlingt und trinkt sie ringsherum mit dem Mund. Nachdem sich diese Unpäßlichkeit nach solchem Brauch zugetragen hat, wird ihm seine Königsherrschaft und das Dominium verliehen.”

Alle Autoren sind sich darüber einig, daß Giraldus vom Geschlechtsverkehr zwischen einem Menschen und der Stute spricht. Schon Franz Rolf Schröder hat bewiesen, daß es sich um eine heilige Vermählung - *hieros gamos* - handelt, die Teil des gemeinsamen indoeuropäischen Erbes darstellt. Ihr Zweck ist die Übertragung der Fruchtbarkeit auf die Erde. Er wies auf altgriechische, isländische, norwegische und römische Vergleiche hin, ausführlich auf das altindische Ritual der Opferung des Pferdes *Aovamedha*, wo mit dem Hengst die Königin geschlechtlich verkehrte. Er betonte, daß beide Kombinationen möglich seien, der Mann und die Stute und die Frau und der Hengst, wobei er an die altgriechische Skulptur der Demeter in einer Höhle in Phigaleia in Arkadien erinnerte, wo auf einem Stein eine Frau in schwarzem Gewand sitzt und einen Pferdekopf hat (Schröder 1927). Beweise für indoeuropäische Pferdeopfer verbreitete Wilhelm Koppers, der neben den anderen noch die Slawen und die Iraner in seine Abhandlung aufgenommen hat. Unter anderem führte er auch das interessante Detail an, daß der Pferd *october equus*, den am 15. Oktober die Römer zu opfern pflegten, das rechte Pferd des siegreichen Gespanns in Rennen war (Koppers 1936, 284 ff). Yolande de Pontfarcy stellte die Beweise zusammen, daß die Paarung des Königs mit der Stute seine Vermählung mit der Herrschaft darstellt und das Baden in der Suppe die Rückkehr in die Gebärmutter und die Wiedergeburt (de Pontfarcy 1987, 203 ff). Das stimmt mit der Analyse Garrett Olmsteds überein, wonach Fraech, Sohn der Göttin Medb, den der Vater Cú Chulainn erschlagen hat, der berühmte irische mythologische Held, mit einem Suppenbad wiederbelebt wird (Olmsted 1992, 11 ff). Und wie Ní Chatháin gezeigt hat, hatten Cú Chulainns Eltern ebenfalls eine Pferdegestalt, Teil des Temair-Festes sollte ebenfalls ein Pferdeopfer sein (Ní Chatháin 1991, 125 ff). Es besteht eine Bedeutungsbeziehung zwischen Medb und *Aovamedha*, was die Analyse des gallischen Namens *Epomeduos* ergeben hat. *Medb* < **Medua* bezieht sich auf das Kompositum **Ekwo-medva*, eine Paralle von *Epomeduos* (Ní Chatháin 1991, 129), was "Pferd-Met" bedeutet, während auch *aovamedha* < **ekwo-meydho* (protoindoeuropäisch) Pferd-Trinker bedeutet. All das spricht von einem Ritus mit einem Pferd und einem Betrinken mit Met, einem protoindoeuropäischen Alkohol- und Ritualgetränk (Mallory 1989, 136). Auch der Hengst in der *aovamedha*, wird, bevor er geopfert wird, als rechtes Pferd des Gespanns vor den Wagen gespannt, worin Mallory Elemente des Zwillingspferd-Kultes sieht (Mallory 1989, 136).

1.1 Rekonstruktion der Temair-Zeremonie

Es gibt keine einzige vollständige Beschreibung. Darüber hinaus hat sich die Zeremonie im Laufe der Zeit gewiß verändert, wenn nichts anderes, dann wurde sie von der Christianisierung beeinflusst. Wenn wir jedoch die einzelnen Beschreibungen als Abschnitte eines Ganzen betrachten und ihre

allgemeine Botschaft zu erkennen versuchen sowie mögliche Entwicklungsveränderungen berücksichtigen, können wir das Grundgerüst rekonstruieren.

Sofort ergeben sich einige anfängliche Konturen und Regeln. Es gibt mehrere Schauplätze beim gesamten Ritual, untereinander sind sie getrennt (Weg, Wasser, Wald). Die Zeremonie beginnt mit der Wahl des Kandidaten. Die Traumvision, die dabei entscheidend ist, ist wahrscheinlich das Wort des Stier-Gottes. Der Kandidat hat Begleiter (3, 4, 6), Halbbrüder und Blutsbrüder. Zwei von ihnen verschließen und öffnen den Weg, was sie mit den beiden Brüdern im slowenischen Märchen, die Schlösser bauen und niederreißen, gleichsetzt (1987). Wir könnten sie als Ost und West erklären. Níalls Halbbruder Fergus bedeutet beispielsweise Männlichkeit (Sjoestedt 1994, 36), ein Elternteil von Fergus ist Róch < *Ro-ech*, große Stute (Ní Chatháin 1991, 128). Wie Monika Kropelj in ihrer Abhandlung über tierisch-menschliche Begleiter in den slowenischen Märchen festgestellt hat, handelt es sich bei einigen um kosmische Kräfte (Kropelj 1995, 160). Er muß Proben bestehen, die ihn als den richtigen bestätigen. Es folgt ein Zweikampf mit dem nächsten Verwandten. In der tatsächlichen mittelalterlichen historischen Form ist das nur noch eine Szene, die der König und sein Ernener spielen. Der folgende Akt ist die heilige Vermählung mit der Herrschaft in Pferdegestalt. Der Geschlechtsakt verändert sie. Der Kandidat und die Herrschaft wechseln die Gewänder. Der Kandidat erhält das Herrschaftsgetränk in einem Gefäß (Horn). Bevor er es an die anderen verteilt, müssen sie seine Oberherrschaft anerkennen. Dabei handelt es sich eher um die Teilung der Nahrung, der Fruchtbarkeit, als um die Teilung der Herrschaft. Der Herrscher bei den Indoeuropäern und sogar in einem weiteren Kulturkreis ist verantwortlich für die Ernährung (und damit das Leben) der gesamten Gemeinschaft, wie in einer umfangreichen Abhandlung Jacek Banaszkiwicz dargestellt hat (Banaszkiwicz 1986, 40 ff).

Quelle	Wahl	Proben	Weg	Zweikampf	Weg	heilige Vermählung	Übernahme der Herrschaft
<i>Loch Dá Gabar</i>	ein <u>Stier</u> -König in Pferdegestalt schickt <u>Stuten</u> Sonne und Wind		+	ein <u>graugrüner</u> Hengst erschrickt zwei Stuten	+	sie ertrinken im <u>Wasser</u>	
<i>Togail Bruidne Da Derga (?)</i>	man schlachtet den <u>Stier</u> , der Wahrsager ißt sich satt an dem Fleisch und der Suppe, im Traum erscheint ihm der künftige König				man erwartet ihn am Weg		man kleidet ihn in Königsgewänder
		Der Kandidat hat 3 Begleiter	+	auf der Jagd kämpft er mit seinem Vater, dieser prophezeit ihm, daß er König wird, er entblößt sich	<u>er geht</u> nackt, mit einer Schleuderbinde und einem Stein (<u>Waffe</u>)		
<i>De Shíl Chonairi Móir</i>		er muß den Wagen mit <u>zwei ungezähmten</u> Pferden fahren, <u>einen Mantel</u> anziehen, zwischen die Steine kommen, die dicht nebeneinander stehen, der Stein Fál					

Quelle	Wahl	Proben	Weg	Zweikampf	Weg	heilige Vermählung	Übernahme der Herrschaft
		muß neben ihm aufschreien					
<i>Echtra mac nEchdach Mugmedóin</i>		der <u>Kandidat hat 4 Begleiter</u> , der <u>Schiedsrichter stellt ihn auf die Probe</u> mit dem Feuer in der Schmiede, der Sieger bringt den Amboß heraus (er ist der stärkste)	+	auf der Jagd töten sie ein Wildschwein, <u>machen Feuer</u>	+	an der Quelle befindet sich eine Frau in der Gestalt einer <u>Stute, schwarz, grau und grün</u> , er hat mit ihr geschlechtlichen Verkehr, sie wandelt sich in die Schönheit Herrschaft in <u>grün-rot-weißem Gewand</u> und reicht ihm ein <u>Getränk</u> in einem <u>Horn</u>	sie müssen seine Oberherrschaft anerkennen, damit er ihnen zu trinken gibt, die <u>Waffen hebt er</u> eine Handbreit <u>höher</u> über die ihrigen
<i>Baile in Scáil</i>		Er hat 6 Begleiter, der <u>Stein Fál</u> schreit unter ihm auf	+	der Gott Lug <u>erteilt dem König drei Schläge</u>	+	die Herrschaft, ein Mädchen von königlichem Aussehen im Haus neben einem Baum, reicht Speise und Trank - die Herrschaft	
<i>Betha Colmáin maic Lúacháin</i>				<u>er steht neben dem Stein oben und holt gegen denjenigen einen Schlag aus, den er zum König proklamiert hat, auf dem Stein unten</u>			
<i>Topographia Hibernica</i>						der Kandidat als Tier hat geschlechtlichen Verkehr mit der <u>weißen Stute</u> , dann wird sie zerstückelt, gekocht, <u>gegessen</u> , der Kandidat badet in der Suppe und ißt nur mit dem Mund	

1.2 Die Ideologie der Königsherrschaft

Wie Edel Bhreathnach die bisherigen Erforschungen kurz zusammenfaßt, war die Königsherrschaft auf der Temair kultisch und wahrscheinlich nicht ununterbrochen. Sie hat in großem Ausmaß priesterliche Züge (Bhreathnach 1995, 1). Für eine erfolgreiche Erfüllung der Königspflichten war der Begriff *fír flathemon* (Gerechtigkeit des Königs) von wesentlicher

Bedeutung. Dieser umfaßte Fruchtbarkeit, Recht, Frieden und Wahrheit. Die legendären Conaire Mór und Cormac mac Airt wurden wegen ihrer Fähigkeit, gerecht und mit Wohlstand zu herrschen, zu Temair-Königen. Von zentraler Bedeutung ist die Beziehung zwischen *lommrad* (Scheren) und dessen Gegensatz *síd* (Frieden). Lommrad ist ein Element der Königsherrschaft, wo der König bei der Bestimmung der Fruchtbarkeit des Landes die Schlüsselrolle hat, und stellt einen schlechten Aspekt dieser Fruchtbarkeit dar, die Einöde. *Síd* hat eine doppelte Bedeutung: Frieden und Hügel oder Grabhügel des Jenseits. Eine Verbindung zwischen dem Jenseits und dem Frieden vermittelt der König, der das Zentrum des Weltalls ist (Bhreachnach 1995, 3). Diese Erklärung bestätigt auch die Herkunft des slawischen Wortes *mir*, das ebenso eine doppelte Bedeutung hat: Welt und Frieden. Das urslawische *mirǫ*, *mirǫ* soll sich aus dem ide. **mei-* "zusammenkommen, verbinden" entwickelt haben (Bezlaj 1982, 185).

Die Temair-Königsherrschaft hatte seine Beschützer aus dem Jenseits, den Gott Lug und die Göttinnen Medb und Eithne. Lug ist die göttliche Verkörperung der Temair-Königsherrschaft, Medb ist dagegen ihr weiblicher Aspekt, ihre Fruchtbarkeit und das Herrschaftssymbol (Bhreachnach 1995, 4). Lug ist *ildánach* oder *samildánach*, der allmächtige Gott. Die Göttin legalisiert die Königsherrschaft mit dem Getränk. Die Temair-Könige waren verheiratet mit Lugs Gefährtin, der Göttin der Königsherrschaft, und waren in gewissem Sinn ein Ersatz Lugs in der Herrschaft (Bhreachnach 1995, 5). Die Göttin konnte durch geschlechtliche Beziehung dem König das Leben geben und seine Herrschaft gesetzlich verankern, zugleich konnte sie Göttin des Todes und die Ursache für seinen Niedergang sein, wenn er ein ungerechter König wurde (Bhreachnach 1995, 6). Die Königsherrschaft hat drei göttliche Eigenschaften: Recht, Sieg und Kraft der Erde die Fruchtbarkeit und der Menschheit Gesundheit zu verleihen (Bhreachnach 1995, 7).

Die Verbindung der Temair-Königin mit dem Wasser und dem Getränk ist unbestritten. Interessant ist allerdings ihre Wohnstätte, die die Geschichte aus dem 9. Jh. *Tochmarc Étaíne* (Étaíns Werbung) als Palast beschreibt, der ein Fenster auf dem Dach hatte (Bhreachnach 1995, 90; Rolleston 1994, 162). Ihre Enkelin Messbuachala war aber, nachdem man sie hätte in eine Grube werfen müssen, ebenso im Haus eingesperrt, das nur eine Dachöffnung hatte (Rolleston 1994, 164 ff). Das ungewöhnliche Haus können wir uns so erklären, daß es sich um einen Brunnen handelt, der oben eine Öffnung hat und das "Haus" des Wassers ist.

Die Geschichte über die Schlacht von Mag Mucrama (*Cath Maige Mucrama*) aus dem 9. Jh. beschreibt, wie Cormac mac Airt seine Herrschaft aufgrund eines falschen Urteils verloren hat. Die Vorstellung, die Fruchtbarkeit des Landes sei abhängig von der Wahrheit und Gerechtigkeit des Königs, ist in der irischen Ideologie der Königsherrschaft zentral (Bhreachnach 1995, 95). Desgleichen hörte der König auf zu herrschen, wenn er eine körperliche Behinderung erlitt. So verlor Congal Cáech (ermordet 637) die Temair-Herrschaft, weil er durch einen Bienenstich erblindet war, wie die aus dem 7. Jh. stammende Rechtsschrift *Bechbretha* berichtet (Bhreachnach, Newman 1995, 21).

Das Königsverzeichnis *Baile Chuin*, das offensichtlich zur Zeit der Herrschaft Fínnacht Fledachs (675 - 695) verfaßt wurde, bestätigt, daß die Herrschaft auf der Temair keine gewöhnliche adlige Herrschaft war, die nach dem Tode des alten sogleich ein neuer Herrscher antreten würde, sondern ein Preis, den nur die außergewöhnlichsten erhielten. Das Verzeichnis weist zahlreiche Epochen des Interregnums auf (nach Byrne: Bhreachnach 1995, 121)

Der erste König, der sich als König von Irland proklamierte, war erst Máel Sechnaill in der Mitte des 9. Jhs. Die Begründung der königlichen Oberherrschaft wurde ohne Zweifel von den verantwortlichen christlichen Priestern unterstützt, die starke Könige benötigten, um ihre *cána* (Gesetze, Steuern) durchzusetzen (nach Byrne: Bhreachnach 1995, 120).

Cath Maige Tuired erzählt, wie der Gott Lug die Temair-Königsherrschaft erhielt, nachdem er die Probe am Tor bestanden hatte, wo ihn der Wächter über die Kunstfertigkeiten ausfragte, die er beherrschte (Bhreachnach, Newman 1995, 15). Dabei wies Ó Cathasaigh auf den Spruch *do-da-cich, no-da-íba* (er wird zu ihr kommen, er wird sie austrinken) hin, wobei das Getränk die Macht auf der Temair symbolisiert (Bhreachnach 1995, 84 f). Den Kern des Spruches bildet also das Paar "gehen -

trinken". In den slowenischen Volksliedern, die die Geburt Jesu beschreiben, ist Maria auf dem Weg, sie kommt zu einer Quelle, hier trinkt sie, darauf hin gebiert sie. Das Motiv hat keine Grundlage in den Apokryphen (Kumer, Matičetov, Vodušek 1981, 23 ff). Darin wird der Spruch "gehen - trinken - gebären" umrissen. Dies können wir auch in Parallele setzen zu dem Spruch des altslawischen Fruchtbarkeitsmythos, wie ihn Radoslav Katičić herausgefunden hat, "gehen - gebären" (Katičić 1987; 1989; 1990; 1990a; 1991; 1992). Die vollständige Reihenfolge "gehen - trinken - gebären" stellt die Hauptakte dar: Ankunft des Helden, Vereinigung (Trinken) mit der Göttin, die Erde gebiert.

2. Verlauf der Kärntner Einsetzung

Die Zeremonie hat sich im Laufe der Zeit stark verändert. Jedoch hilft uns das Merkmal der Volksüberlieferung, daß sie neben der jüngeren noch weiterhin die älteren Formen einer Geschichte bewahrt. In Grafenauers "Stammbaum" der Quellen tritt als ständige Quelle neuer Angaben die Kärntner Tradition auf (Grafenauer 1952, 204). So können wir dennoch versuchen, den Verlauf der Zeremonie vor dem 12. Jh. zu rekonstruieren. Da in dieser Hinsicht alle mittelalterlichen Beschreibungen unvollständig sind, muß man die verschiedenen Informationen mosaikartig zu einem Ganzen fügen. Dabei stütze ich mich vor allem auf Grafenauers Analyse, womit er die Veränderungen in der Zeremonie festgestellt und die Details aus den jüngeren Quellen bestimmt hat, die die älteren nicht enthalten, sich aber dennoch auf die ältere Zeit beziehen (Grafenauer 1952, 203 ff). Im Vergleich zu den irischen Beschreibungen versuchen die Quellen von der Kärntner Einsetzung über ein tatsächliches historisches Ereignis zu berichten, ohne bewußtes Abschweifen in die mythologisch-symbolische Sphäre. In die Übersicht werde ich nur die erste Erwähnung des Elementes eintragen. Desgleichen interessiert uns an dieser Stelle nicht die Zusammensetzung und die Funktion des Wahlgremiums, die sprachlich-juristischen Rechte der Herzöge und der christlich-feudale Teil der Zeremonie. All das und die Veränderungen im Laufe der Zeit wird in der bisherigen Literatur sehr ausführlich untersucht. Für unsere Abhandlung ist diese Problematik momentan weniger bedeutsam.

Schauplatz	Karnburg - (Krnski) Grad		Weg	Zollfeld - Sveško polje	Weg	Maria Saal - Svatne		Umgebung
	Quelle	Wahl		Proben		Zweikampf	heilige Vermählung	
<i>Vorlage des Schwabenspiegeleinschubes</i>	Wahlen	der Richter stellt den Kandidat auf die Probe	+	führt ihn dreimal um den Stein			das Volk singt Loblieder	
	-----	man kleidet ihn in ein graues und rotes Gewand, gibt ihm eine Tasche mit Nahrung, Horn, Hut, setzt ihn auf eine ungezähmte Stute						
<i>Ottokar</i>	scheckiger Stier	und eine schwarz-weiße Stute, der Kandidat hat je	+	ein Mann mit überkreuzten Beinen				

Schauplatz	Karnburg - (Krnski) Grad		Weg	Zollfeld - Sveško polje	Weg	Maria Saal - Svatne		Umgebung
	Quelle	Wahl		Proben		Zweikampf	heilige Vermählung	
		zwei Begleiter auf jeder Seite		sitzt auf dem Stein, stellt den Kandidaten auf die Probe				
<i>Johann von Viktring - Vetrinj</i>			in der Hand hält er einen Stock (Waff e)	ein sitzender Mann auf dem Stein schlägt den Herzog, der Herzog, auf dem Stein stehend, schwingt das Schwert	+	trinkt Wasser aus einem Hut	zieht sich um, darauf ein Festessen	man macht Feuer
<i>Jakob Unrest</i>								Mähen der Wiese

2.1. Kommentar zur Tabelle

Auffälligerweise sagt die Vorlage des Einschubs über die Zeremonie im engeren Sinne relativ wenig aus. Diesen Fragmentcharakter bemerkte schon Grafenauer. Seiner Ansicht nach sei es schwer vorstellbar, daß die Zeremonie abgeschlossen worden wäre, ohne daß der neue Herzog den Platz eingenommen hätte, den er durch den Ritt erlangt hatte, denn später wurde gerade die Besetzung des Fürstensteins der zentrale Teil der damit verknüpften Zeremonie. Die Zeremonie hätte sich schwerlich so entschieden in diese Richtung entwickeln können, wenn dieser Teil in der ursprünglichen Form gänzlich gefehlt hätte (Grafenauer 1952, 245). Dann fragen wir uns natürlich auch zurecht, wo und wann das Volk das slawische Kyrieleison singt, womit es Gott dankt, daß er ihm einen Herrscher nach seinem Willen gegeben hat. Denn dies geschieht im Text der Vorlage nach dem dreifachen Ritt um den Stein (vgl.: Grafenauer 1952, 173). Es wird nicht umstritten, daß man den Herrn rühmt, der die Herrschaft schon erhalten hat, und es ist klar, daß sie erst an ihn fiel, nachdem er die vollständige Zeremonie vollzogen hatte. Man singt also an der Stelle, wo die Zeremonie endete. Entsprechend der bisherigen Überzeugung, daß der Stein auf der Karnburg - Krnski grad stand, war die Schlußfolgerung angebracht, daß auch dort das Kyrieleison gesungen wurde. Diesen Schluß widerlegt die topographische Analyse, wonach der Stein auf dem Zollfeld - Sveško polje stand. Jetzt wird vermutet, daß man gerade dort gesungen hat. Aber der Gesang folgt der Lücke in der Zeremonie. Und wenn er an deren Schluß steht, kann man ihn sich am leichtesten bei Maria Saal - Gospa Sveta vorstellen, das auch später die ganze Zeit auf irgendeine Weise in die Zeremonie einbezogen wurde und zur Gruppe der drei Heiligenstätten gehört.

Das *veltpfaerit*, auf den der Kandidat gesetzt wird, ist im Mittelhochdeutschen eine Stute, die auf die Weide (*velt*) geht oder gegangen ist und die man für den Bedarf der Zeremonie zähmen mußte (Grafenauer 1952, 181). - Obwohl wir in der allgemeinen Struktur des Mythos sonst auf Jagd und Jäger stoßen, habe ich das Merkmal, der kärntner Herzog sei ein Jägermeister, im Augenblick lieber ausgelassen. Im Text tritt es einmal schon vor der tatsächlichen Beschreibung der Zeremonie auf (Grafenauer 1952, 172). Die Erklärung seiner Ausstattung in der Zeremonie, *als ainem ieger maister wol kumpt vnd fuegt*, betrachtet Grafenauer eher als jüngeren Einschub in die Vorlage, der die

damals schon ungewöhnliche Kleidung rechtfertigen sollte, obwohl er die Möglichkeit einräumt, daß der Text schon in der Vorlage gestanden hat (Grafenauer 1952, 207 f). Die künftigen Forschungen werden darüber mehr Gewißheit verschaffen. Es handelt sich aber um ein gutes Beispiel, wie man ein einzelnes Element mit gleicher Wahrscheinlichkeit sehr verschieden auslegen kann, und um die Bestätigung, daß mit der Zahl der in einer festen Struktur eingeschlossenen Elemente die Zuverlässigkeit steigt.

In Ottokars Beschreibung tritt neben der Stute noch ein Stier in Erscheinung, allerdings ohne Begründung, er sagt nur, daß der Bauer auf dem Stein schnell davon Besitz ergreift, als er den Platz verläßt (Grafenauer 1952, 88 f). Später werden sie nur zum Lösegeld für den Sitz, was aber nur ein Geschehen von sekundärer Bedeutung ist. Sowohl der Stier als auch die gleichfarbige Stute stammen von einer älteren Form der Zeremonie. Der Herzog kommt nämlich zum Stein schon mit dem Stier, das bedeutet, daß das Tier schon auf dem vorigen Schauplatz, also der Karnburg - Krnski grad, in die Zeremonie einbezogen war.

Der Mann, der mit überkreuzten Beinen auf dem Stein sitzt, ist nach Ottokar schon der Bauer, was aber nur die Folge der gesellschaftlichen Entwicklung vom 11. Jh. bis zum Ende des 13. Jh. darstellt (vgl.: Grafenauer 1952, 383). Die Einzelheit der überkreuzten Beine, die in den späteren Beschreibungen nicht mehr enthalten ist, hat schon Grafenauer (1952, 288) mit der Richterhaltung erklärt und betrachtete daher den Bauern als Nachfolger des ehemaligen Richters des Landes, der die Auswahl des Kandidaten in der Beschreibung des Vorlageneinschubs leitete. Damals stellte er Fragen auf dem Schauplatz, der getrennt war von dem Teil der Zeremonie am Stein. Daß er bei Ottokar auf einem Stein die Fragen stellt, kann man im Augenblick auf zwei Weisen erklären. Entweder wurde die Befragung sekundär auf den Stein verlegt, oder es hatte schon zuvor eine doppelte Befragung gegeben, zum erstenmal über den Kandidaten, vor seiner Ankunft, auf der Karnburg - Krnski grad und dann zum zweitenmal ihn selbst bei den Steinen auf dem Zollfeld - Sveško polje. Für die zweite Möglichkeit sprächen die irischen Beispiele, wo die Kandidaten mehrere Proben bestehen müssen. Überkreuzte Beine des Richters hat Sergij Vilfan auch auf der Abbildung des Rechtsbuches Laienspiegel von 1504 gefunden, vor allem aber auch in dem slowenischen Sprichwort: "*Sédi krivo, sodi pravo*" (Sitze krumm, richte richtig) (Vilfan 1961, 215, 353). Darin sehen wir die Verbindung von *sedeti* - *soditi* (sitzen - richten) und die Opposition von *krivo* - *pravo*, mehr darüber noch später.

Johann von Viktring - Vetrinj erwähnt nicht, wo der Herzog Wasser trinkt, denn diesen Teil der Zeremonie übernahm er von der Volksüberlieferung (Grafenauer 1952, 113). Nach bisheriger Auffassung in der Literatur geschah dies beim Fürstenstein. Da der ältere Ottokar dieses Detail nicht anführt, bestand mit größter Wahrscheinlichkeit dieses Detail schon damals nur noch in der Volksüberlieferung. Das Wassertrinken können wir uns am einfachsten an dem Teil der Zeremonie vorstellen, der mit dem Wasser in Beziehung stand. Das war am wahrscheinlichsten Maria Saal - Gospa Sveta. Die Marienverehrung ersetzte in der christlichen Zeit in der Regel die Verehrung der heidnischen Wassergottheit aus der Gruppe der drei Gottheiten (vgl.: Pleterski 1996, 180 f, Slika 16). Maria Saal - Gospa Sveta steht auf einem Felsenhügel, wo es eine lebendige Quelle nahezu nicht geben konnte. Man hätte sie aber symbolisch durch einen Brunnen ersetzen können. Der schon erwähnte "Heidentempel", das Beinhaus, soll nach Dehio (1976, 381) ursprünglich eine Taufkapelle gewesen sein, was ihn mit dem Wasserschöpfen in Verbindung bringt. - Das Feuermachen gehörte unbestritten zur Zeremonie.

Aus der Zeit, als die Zeremonie in der älteren Form schon ausgestorben war, stammt die Aufzeichnung Jakob Unrests über das Mähen der Wiesen. Nach Grafenauers Auffassung ist dies nur ein Konstrukt aus dem 15. Jh., das sich nach dem Brenneramt und der Mähpflicht des Edlinger richtete (Grafenauer 1952, 319). Wie schon viel früher Goldmann mit zahlreichen Beispielen nachweisen konnte, war das Mähen und das Auslegen von Heu ein bedeutendes Element des Kultes bei den Indoeuropäern (Goldmann 1903, 104 ff). Die Geschichte von der Schafweide auf fremdem Grundstück und der Vergeltungsschur (das schon erwähnte *lommrad*) ist, was für uns höchst interessant ist, auch mit der Temair verbunden. Gerade der ungerechte Urteilspruch bewirkt, daß der Königspalast einstürzt, die Erde unfruchtbar wird, die Leute den König Lugaid mac Con

vertreiben, durch das gerechte Urteil wird Cormac mac Airt König (Dillon 1994, 21). Daher könnten wir schwerlich abstreiten, daß das Mähen nicht zur ideologischen Struktur der Königsherrschaft gehörte.

Erst seit dem 18. Jh. wird in der Literatur das Recht der Adelsfamilie Rauber erwähnt, wonach sie während der Einsetzung nach Lust und Laune rauben dürfte. Schon nach Puntscharts (1899, 250 f) Ansicht war dies nur ein neuzeitlicher Versuch der Erklärung eines Familiennamens. Sogar Goldmann, der gewisse Parallelen zur altindischen Zeremonie *rajasuya* gefunden hat, zog es am Ende vor, mit Puntschart übereinzustimmen (Goldmann 1903, 14 ff). Ohne mich auf eine genauere Analyse einzulassen, möchte ich auf die drei Blutsbrüder Conair Mórs hinweisen, die berühmte Räuber waren und die er aus Irland verbannen mußte (Rolleston 1994, 169). Es erscheint mir notwendig, dieses eventuelle Detail der Zeremonie nicht ganz zu vergessen. Denn es wird vielleicht einmal möglich sein, es entweder in die Struktur der Zeremonie einzufügen oder endgültig zu verwerfen.

2.2. Beibehaltene Elemente der Zeremonie und Vergleich mit der irischen Zeremonie

Karnburg - (Krnski) Grad		Weg	Zollfeld - Sveško polje	Weg	Maria Saal - Svatne		Umgebung
Wahl	Proben		Zweikampf		heilige Vermählung	Übernahme der Herrschaft	
scheckiger Stier	<i>der Richter stellt den Kandidaten auf die Probe, man kleidet ihn in ein graues und rotes Gewand, gibt ihm eine Tasche mit Nahrung, Horn, Hut, setzt ihn auf eine ungezähmte schwarz-weiße Stute, er hat 4 Begleiter</i>	<i>in der Hand trägt er einen Stock (Waffe)</i>	man führt ihn dreimal um einen Stein, der Mann, der mit überkreuzten Beinen auf einem Stein sitzt, stellt den Kandidaten auf die Probe, schlägt ihn, der Herzog steht auf einem Stein und schwingt mit dem Schwert in alle Richtungen	+	<i>trinkt Wasser aus dem Hut</i>	<i>zieht sich um, Festessen, das Volk singt Loblieder</i>	<i>man macht Feuer, mäht die Wiesen</i>

Alle Elemente, die wir unmittelbar in der Hauptgeschichte der irischen Zeremonie finden, habe ich mit Kursivschrift gekennzeichnet, in der irischen dagegen unterstrichen. In dieser Abhandlung werde ich die Symbolik der Zeremonie nicht vollständig darlegen, ich möchte vor allem beweisen, daß sie symbolischer Natur und ihre Symbolik mythischer Herkunft ist. Es gibt so viele Parallelen und in solchen Details, daß wir von keinem Zufall sprechen können. Beide Beispiele sind Ausdruck derselben Ideologie.

Wie wir sehen, finden sich für nahezu alle Kärntner Details sofort Varianten in den irischen, aber nicht auch umgekehrt. Das ist vor allem die Folge des schlechteren Erhaltungszustandes der Kärntner Überlieferung. Der zweite Grund liegt darin, daß ich wegen Zeitmangels und fehlender Literatur in die Abhandlung nur die wichtigsten Quellen über die Temair-Zeremonie hinzuziehen konnte, aber auf jeden Fall nicht alle, die man genau einsehen müßte. Ich bin davon überzeugt, daß es dann noch mehr Übereinstimmungen gäbe. Wenn wir schon nur einen Blick in einen Teil der Geschichten des Zyklus von Ulster werfen, wie ihn Garrett Olmsted (1992) zusammengestellt hat, begegnen wir dort dem ungewöhnlichen Tod der Göttin Boand (weiße Kuh), eine Variante der Göttin, die wir schon als Eithne (Milchkuh) kennengelernt haben. Der Mehrzahl der Leser wird sie gewiß unter dem Namen Mórrígan (große Königin) bekannter sein, an die wir uns als berühmte Morgana, die Schwester

König Arturs, erinnern. Sie hat einen Wagen, der von einem einbeinigen Pferd gezogen wird. Nachdem sie dreimal um den Brunnen gegangen war, brachen daraus drei Wellen hervor und verunstalteten sie, die erste ihr Bein, die zweite das Auge, die dritte eine Hand. Die Helden der Geschichten haben häufig eine Rindergestalt und es fehlt nicht an weißen Kühen mit roten Ohren. Die Schwester Boand ist Medb, die sich auch Aife nennt. Sie ist eine Kämpferin und wird von Cú Chulainn geschwängert, nachdem dieser sie besiegt hat. Alle Kämpfe verlaufen innerhalb der engsten Mitglieder der Familie, die in "Blutschande" lebt. Der Zweikampf zwischen Fraech und seinem Vater Cú Chulainn findet am Feiertag *Imbolc* (1. II.), dem ersten Frühlingstag, statt. Der Kampfplatz ist ein Gewässer, in das sich Fraech begibt, nachdem er sich ausgezogen hat.

Wir verstehen nicht nur die Details der Temair-Zeremonie besser, sondern wir erhalten auch eine Parallele zum dreifachen Rundgang um den Stein, den der zukünftige Kärntner Herzog unternimmt. Dabei erscheint der Stein als Symbol des Brunnens, der Stein, der Wasser gibt. Dem Gang zwischen den Steinen Blocc und Blaigne entspricht der Gang zwischen den beiden römischen Meilensteinen. Der Schlag, den der Einsetzer dem zukünftigen Kärntner Herzog verleiht, ist der letzte Rest des ehemaligen Zweikampfs.

Die Tasche mit der Nahrung (Käse, Brot, Imbiß) fehlt bei den irischen Beispielen. Schon Puntschart wies auf die tschechische Legende von Libuša und Premisl hin, wo Premisl auf dem Pflug sitzt und Käse hat (Puntschart 1899, 72). Banaszkievicz (1986, 42; 40 ff) fügte sehr überzeugend die Tasche mit der Nahrung in die indoeuropäische (und noch weitere) Tradition über den Herrscher-Ernährer ein. Der Herrscher ist nämlich verantwortlich für die Nahrung und das Überleben seiner Gemeinschaft. Dabei ist hervorzuheben, daß der Bauer als Einsetzer erst sekundär in die Kärntner Zeremonie Eingang fand und deshalb in keinerlei Verbindung steht zu der Figur des Herrschers und Ackerbauers, wie es fälschlicherweise Banaszkievicz (1986, 47) verstanden hat.

Ebenso sind wir in der angeführten irischen Tradition auf keinen Hut gestoßen. Daß es sich um einen Kultgegenstand handelt, davon zeugen u. a. zahlreiche Skulpturen altslawischer Götter, wo er ihnen fest auf dem Haupt sitzt. Erwähnenswert ist vor allem das sog. Idol von Zbruč aus der südwestlichen Ukraine, wo eine Gottheit mit vier Gesichtern einen Hut trägt, in zwei Körpern hingegen noch ein Schwert, ein Pferd und ein Horn (Šlupecki 1994, 216 ff, Fig. 104). Hier liegen demnach vier Elemente vor, denen wir auch in der Kärntner Zeremonie begegnen.

Bedeutung der Farben und der Umkleidung. - Die Aufmerksamkeit der bisherigen Forscher war häufig sehr auf die Umkleidung in bäuerliches Gewand gelenkt, was es in der ursprünglichen Zeremonie überhaupt nicht gegeben hat. In der Zeremonie ist nicht die Kleidung wichtig, sondern das Umkleiden als Symbol des Übergangs von einer Existenzform in die andere und vor allem die Farben. In der Kärntner Zeremonie begegnen wir der weißen, schwarzen, roten und grauen Farbe, in der irischen dagegen der weißen, schwarzen, roten, grauen und grünen. Dabei ist es nicht unbedeutend, daß die Pferdebeschreibungen in den Texten des Zyklus von Ulster dafür vier Farben kennen: weiß, schwarz, grau und rot (Sayers 1994, 244 ff). Wie man schon lange weiß, bedeuten die Farben die verschiedenen Seiten der Welt. Anhand einer großen Materialfülle aus Europa, Asien und sogar Amerika hat dies Herbert Ludat (1982) bewiesen. Banaszkievicz (1994) hat vor kurzem gezeigt, daß sich die Symbolik der Farben später auf die vier Jahreszeiten, Teile des Universums und deren Eigenschaften und schließlich auf einzelne Götter und Gesellschaftsschichten erweitert. In der Tradition Irlands und Kärntens handelt es sich offensichtlich noch um die Verwendung der Farben als Symbole der Natur und keinesfalls schon der gesellschaftlichen Funktionen im Sinne von Dumézils Erklärungen. Bezeichnenderweise gibt es in der allgemeinen Überlieferung keine einheitliche Verwendung für eine Himmelsrichtung. Daher ist eine Erklärung des Ursprungs der Farbbezeichnungen nicht überflüssig.

Bel (weiß) ist abgeleitet von dem ide. **bhel*- "weiß, hell" (Gluhak 1993, 130). *Črn* (schwarz) stammt von Wurzeln, die "schwarz, dunkel" bedeuten (Gluhak 1993, 166 f). *Rdeč* (rot) gehört zur selben Gruppe wie *rja* (Rost) und *ruda* (Erz), die Wurzel ist das ide. **reudh* - "rot", in verschiedenen ide. Sprachen kann es noch "Blut" und "gelb" bedeuten (Gluhak 1993, 521, 532 f; Furlan 1995a; Furlan 1995b). *Siv* (grau) stammt von der ide. Wurzel **(s)kei*- "leuchten, scheinen, Schatten", in

verschiedenen ide. Sprachen bedeuten die von dieser Wurzel abgeleiteten Wörter “grau, blau, grün, gelb” (Gluhak 1993, 550). *Zelen* (grün) ist zurückzuführen auf die ide. Wurzel **ghel*- “gelb, grün” (Gluhak 1993, 694). Schon dieser kurze Überblick deutet auf eine ältere Zeit, wo man zwischen den einzelnen Farben nicht genau unterschied, weil man mit den Worten, die man später für die einzelnen Farben gebrauchte, ursprünglich etwas bezeichnete, was die Farben veränderte, und das stand im Zusammenhang mit dem Licht. Seinen Gegensatz bildete die Dunkelheit, was den ursprünglichen Gegensatz zweier Elemente andeutet. *Jug* (Süden) wird auf verschiedene Weisen erklärt, u. a. mit Worten, die “Licht, Morgenröte, Schein, Tag werden, dämmern, wachsen, feucht” (Bezljaj 1976, 233) bedeuten. Daraus könnte man entnehmen, daß man den Begriff in seiner Bedeutung vom Sonnenaufgang abgeleitet hat und daß man ursprünglich nur zwei Himmelsrichtungen gekannt hat. Das wäre eine mögliche Erklärung für die inkonsequente Verwendung bei der Kennzeichnung der Himmelsrichtungen mit einzelnen Farben. *Svet* (sanctus) stammt von der ide. Wurzel, von der auch das hethitische Wort *kunna* “rechts” abgeleitet ist (Snoj 1995). *Lev* (sinister) bedeutet ursprünglich “schuldig” (Bezljaj 1982, 137). Das Wort *pravi* (recht) in den verschiedenen slawischen Sprachen bedeutet auch “rechts” und “gerade”, die dazugehörige ide. Wurzel bedeutet indes “erster, vorderer, östlicher” (Furlan 1995c). Der Gegensatz *krivo* - *pravo* ist demnach in seiner Bedeutung gleichzusetzen mit den Gegensätzen *levo* - *desno* (links - rechts) und *zahod* - *vzhod* (West - Ost). Hier liegt eine der Wurzeln der Symbolik der Einsetzung, in jener Vorzeit, als die Worte heilig, richtig, rechts noch dasselbe bedeuteten - Sonnenaufgang. Die interessante Bestätigung der gegensätzlichen Wortpaare *zahod* - *vzhod*, *rdeče* - *sivo* (rot - grau) zeigt schon das besagte altslawische Gräberfeld *Žale pri Zasipu*. Den Ausgangspunkt der Anordnung des Gräberfeldes bildet im Westen eine mit rotem Lehm angefüllte Grube, im Osten befindet sich dagegen an zwei Holzsäulen und einem Stein ein besonderes Grab, dessen Boden mit grauem Lehm ausgelegt war (Pleterski 1996, 175 ff, Slika 11; Knific, Pleterski 1993, 249). Damit sind wir wieder bei der Farbe des Gewandes des Kärntner Herzogs angelangt.

Sod (judicium) stammt vom ide. **som-dhH-ó* “was zusammengesetzt ist” (Snoj 1995a). *Sodnik* (Richter) ist demnach ursprünglich der Mensch, der zusammensetzen kann. Das Sprichwort *Sédi krivo, sodi pravo* deutet zweifellos daraufhin, daß er Falsches und Richtiges, rechts und links, West und Ost, verschiedene Farben, kurz alle Gegensätze zusammensetzen kann. Die Einheit von Heiligem und Recht, die Bedeutung der Richterfunktion im Mythos werden verständlich. Besser verstehen wir auch die Steine. Die beiden Steine (Säulen), zwischen denen der künftige Herrscher gehen muß, sind zwei Gegensätze (Ost und West?), die er beherrschen muß. Einen Gegensatz stellen auch die beiden Hauptsteine mit ihrer verschiedenen Form dar: krumm und gerade. Ein einziger Stein in der Zeremonie hätte daher keinen Sinn. Der Fürstenstein und der Westsitz des Herzogstuhls zeigen sich so auch als *krivi kamen* (krummer, falscher Stein) und *pravi kamen* (gerader, rechter Stein). Es sei noch auf die bislang unbeachtete Möglichkeit hingewiesen, daß man in Scone in Schottland bei der Einsetzung ebenfalls zwei Steine verwendete, was eine sinnvolle Erklärung sonst nicht übereinstimmender Beschreibungen von Zeitgenossen der dortigen Steine wäre (siehe den Beitrag von Geoffrey Barrow in diesem Sammelband).

Denselben Gegensatz symbolisieren die Farben weiß und schwarz in der einen Form und grau und rot in der anderen. Daß grau und grün dasselbe bedeuten, haben wir schon gesehen. Jetzt werden wir aufmerksam auf das Kärntner Georgslied aus Rosegg - Rožek und der Umgebung: *Sveti Šent - Juri/Poterka na duri; / Ma jeno hlačo zeleno, / Jeno rudečo* (Heiliger Sankt Georg klopft an die Tür, hat ein grünes Hosenbein, und ein rotes) (Štrekelj 1904 - 1907, št. 4997). Georg ist demnach grün (=grau) und rot gekleidet, so wie der künftige Kärntner Herzog. Wenn uns dieser Vergleich vielleicht noch zufällig erscheinen könnte, überzeugt uns das kroatische kajkawische Lied aus Stupnik bei Zagreb: *Došel je, došel, zeleni Juraj / Na zelenom konjiču, na pisanom voliču* (Gekommen ist, gekommen, der grüne Georg auf einem grünen Pferd, auf einem bunten Ochsen) (Štrekelj 1904 - 1907, št. 4987). Wieder sind wir beim Pferd und dem bunten Ochsen des Kärntner Herzogs angelangt. Die Geschichte von *Zeleni Jurij* (wie sie in der angeführten Reihe von Abhandlungen Radoslav Katičić rekonstruiert hat), der im Frühjahr in Gestalt eines Pferdes aus dem Land der Toten

kommt, den Vater-Drachen besiegt, seine Schwester befreit, ihr ein Kind zeugt, dann (Jurij) getötet wird, stimmt so mit dem überein, was wir bisher über die Einsetzung in Erfahrung gebracht haben, daß sich eine Schlußfolgerung geradezu anbietet. DER HERRSCHER IST ZELENI JURIJ. Jetzt bekommt sogar der berühmte Klagenfurter Lindwurm seinen Platz in unserer Geschichte. Er soll nämlich in der Lindwurmgrube (Abb. 8: L) am Anfang des nördlichen Dekumanus von Virunum gehaust haben, also im nördlichen Teil des Zollfeldes - Sveško polje (Graber 1914, 382), wo nach unserer Rekonstruktion der symbolische Zweikampf stattgefunden haben soll. Auf die Frage der Doppelgeschlechtigkeit einiger Helden der Geschichte werde ich mich an dieser Stelle nicht einlassen.

Ausgelassenes. Die Vorlage des Schwabenspiegeleinschubs zeigt im topographischen Teil eine Präzision und Details, die nur jemand anführen konnte, der den Ort persönlich kannte oder es von einem solchen Menschen erfahren hat. Dabei kann man auch an die Geistlichen bei Maria Saal - Gospa Sveta oder sogar an diejenigen aus dem später verschwundenen Kloster St. Lambert in Pörschach - Poreče südwestlich des Tanzenbergs - Plešivec (Kos 1906, Št. 475) denken. Wer so gut die Landschaft kannte, der kannte auch die Zeremonie. Deshalb ist die Frage angebracht, warum die erhaltene Aufzeichnung so unvollkommen ist. Die Antwort sehe ich im Ausgelassenen. Der ursprüngliche Text enthielt eine ausführliche Beschreibung der Zeremonie mit allen für den Schreiber des 13. Jhs. obszönen Details, womit er die Leser nicht schockieren wollte. Deswegen fehlt die Weise der Auswahl des Kandidaten mit Hilfe des bunten Stiers, Spuren des Zweikampfs sind nahezu nicht vorhanden, die Ausführung der heiligen Vermählung können wir nur erraten, noch mehr das eventuelle Pferdeopfer. Wenn wir *ex silentio* einen Schluß ziehen wollten, dann muß die Zeremonie, wenn sie auch symbolisch war, noch immer realistisch genug gewesen sein.

Von diesem Standpunkt betrachtet, wird die erste Frage einzig und allein sinnvoll, die über die Eigenschaften des Kandidaten der Einsetzer von Ottokars Österreichischer Reimchronik stellt.

nu sagt mir, ob ez umb in also ste, daz er kristenlicher e si geloubic unde ganz, daz dehein irsales schranz sinem herzen wone bi? (20077 - 20082)

Den Einsetzer interessiert, ob sich der Kandidat vom heidnischen Teil der Zeremonie losgesagt hat, und er hätte gern Gewährleistung darüber. Eine könnte schon der bunte Stier sein, den der Kandidat mit sich führt. Der Einschub erwähnt ihn beim Gang zum Stein nicht, also hatte er seine Rolle schon zuvor gespielt. Wenn er jetzt mit dem Kandidaten zum Stein kommt, bedeutet dies, daß dieser Teil der alten Zeremonie nicht ausgeführt wurde. Der bunte Stier ist so eine Art "*corpus indelicti*", ein Beweis dafür, daß etwas nicht eingetreten ist. Aber der Einsetzer ist bis zum Schluß nicht ganz davon überzeugt. Als er sich vom Stuhl entfernt, *underwint sich schier des veltpherts und des stier*. Damit nahm er dem Kandidaten jegliche Möglichkeit, sich zu vergessen und mit der Stute das zu tun, was einst dem dreifachen Rundtritt um den Stein folgte. Die Erinnerung an alte Bräuche muß also in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. noch lebendig gewesen sein.

Am Schluß sei noch eine Erzählung angeführt, die vielleicht auch zur Antwort über die Stufe des christlichen Irrglaubens oder des heidnischen Rechtglaubens, eben abhängig von der Perspektive, beitragen kann. Arnulf von Kärnten war nach weitverbreiteter Auffassung der Historiker auch derjenige, der sich im 9. Jh. nach lokalem Brauch einsetzen ließ. Aus der "Skandalchronik" *Antapodosis* Bischofs Liutprand von Cremona von der zweiten Hälfte des 10. Jhs. kristallisierte Jacek Banaszkiwicz auch die Geschichte über Kaiser Arnulf heraus, den wegen unmenschlichen Verhaltens und insbesondere wegen der Blasphemie am Ende die Läuse fraßen. Er zeigte Gott nicht die ihm zustehende Achtung, tötete Adlige, verletzte Gesetze, schändete Kirchen und noch so manches (Banaszkiwicz 1986, 182). Als solcher stellt er die Figur des bösen Herrschers dar (Banaszkiwicz 1986, 156 ff), die einen Bestandteil der Überlieferung vom Herrscher-Ernährer bildet. Der Ausruf: "Und warum gerade unser Arnulf?!", ist am Platz. Schon bei Franc Kos war Liutprand mit der Feststellung "abgetan", daß er sich mit seinem Werk an seinen Gegnern rächen wollte, deshalb ist es nicht verwunderlich, daß der Inhalt seiner Schrift so voreingenommen ist (Kos 1906, LXXIX). Der Geschichte als Beschreibung eines tatsächlichen Geschehens darf natürlich nicht Glauben geschenkt werden, da es aber keinen Rauch ohne Feuer gibt, muß es in Arnulfs Lebenslauf

einige empfindliche Details gegeben haben. Die ungewöhnliche Zeremonie auf dem Zollfeld - Sveško polje könnte eines davon gewesen sein.

3. Gezähmte Stute

In diesem Kapitel möchte ich wenigstens eines der Bestandteile der Einsetzung näher erörtern, um die Möglichkeit weiterer Verbindungen und das Alter der Zeremonie anzudeuten. Wenn die bisherige Abhandlung im groben richtig war, müssen wir eine entsprechende Parallele auch in der slowenischen Volksüberlieferung finden.

Suche	Weg	Zweikampf	Weg	Vermählung
Marko-Janko wirbt um die böse Lenka - ein Mädchen, wild wie ein Fohlen, sein Vater - ein alter Gaul befindet sich im Eichenwald mit einer Axt, behängt mit Glöckchen wie ein Pferd, ihre Mutter schlägt den Vater	+	eine Ziege, ein Hase erschrecken das Pferd des Hochzeitswagens, Marko-Janko tötet das Pferd, sattelt und reitet die Frau und zähmt sie auf diese Weise	+	Lenka gebiert einen Sohn, die böse Schwiegermutter ersetzt sie im Ehebett

Aufmerksamkeit erregt ein Märchen aus Hrašče bei Postojna, "Kako se hude ženske ukrote" - "Wie man böse Frauen zähmt" (internationaler Märchentyp *AaTh 901*, veröffentlicht in: Kropelj 1995, 190 f - 21). Neben dem jüngeren spaßhaft-belehrenden Schluß enthält es eine viel ältere Geschichte.

Die Struktur der Geschichte entspricht den oben angeführten Einsetzungsbeschreibungen. Übereinstimmungen bestehen auch in den Einzelheiten. Die Pferdegestalt von Vater und Tochter ist offensichtlich. Die Vorstellung von einer Stutenfrau mußte bei den Slawen einst sehr stark gewesen sein, so stark, daß die Polen sie noch heute mit sehr ähnlichen Begriffen *kobieta - kobyła* kennzeichnen. Die Axt und der Eichenwald deuten an, daß Lenkas Vater der Donnergott Perun ist (vgl.: Katičić 1988). Daß die Zähmung der Frau eine Bedingung für die Geburt ist, haben wir schon bei der irischen Medb und ihrem Sieger Cú Chulainn gesehen. Ein Pferd, das sich erschreckt und deswegen stirbt, haben wir an derselben Stelle in der irischen Geschichte von Loch Dá Gabar gesehen. In dieser hat der siegreiche Hengst auch mit zwei Stuten zu tun, so wie Marko-Janko mit Lenka und ihrer Mutter. Gerade der Geschlechtsverkehr mit einer gewaltsam erlangten Frau aus einem anderen Land und ihrer Mutter in Verbindung mit den Pferden ist eine Struktur, die eine sehr alte Parallele hat. Wir finden sie schon bei den Hethitern.

"Hethitisches Gesetzbuch" 1750 - 1500 v. Chr. Die Gruppe von Texten für den Rechtsgebrauch, sind zwar kein amtliches Gesetzbuch, aber nach Ansicht von Johannes Friedrich (1959, 1) Aufzeichnungen schon ausgesprochener Urteile also der Gerichtspraxis. Die §73 - §86 auf Tafel II (alte Nummerierung nach Hrubý 189 - 200) sprechen größtenteils über alle möglichen Formen von Blutschande und Sodomie, wobei einige Kombinationen damals schon strafbar waren, andere dagegen nicht. Die einen Paragraphen sind der Sodomie geweiht, die anderen der Blutschande. Der einzige, der über beides spricht, ist § 86*a (= Hrubý 200A).

(23) *ták-ku LÚ-aš ANŠU.KUR.RA-i na-aš-ma ANŠU.GIR.NUN.NA kat-ta*

(24) *wa-aš-ta-i Ú.UL ha-ra-tar LUGAL-uš-aš Ú.UL ti-iz-zi*

(25) ^{LÚ}*SANGA-ša Ú.UL ki-i-ša ták-ku ar-nu-wa-la-an [(ku-iš-ki)]*

(26) *kat-ta še-eš-ki-iz-zi an-na-aš-ša-an-n[a? (ú-en-zi)]*

(27) *Ú.UL ha-ra-tar*

"Wenn ein Mann mit einem Pferde oder Maultier sündigt, (ist) kein Anstoss. Zum Könige aber tritt er nicht, auch wird er nicht Priester. Wenn jemand eine Deportierte beschläft [(und) auch] ihre Mutter geschlechtlich gebraucht, (ist) kein Anstoss."

(nach: Friedrich 1959, 86 f)

Arnu- “bringen, fortbewegen, transportieren, fortschaffen” bedeutet in den Gesetzen “ersetzen”, Partizip *arnuwant-* “(zur Begattung) geführt” und *arnuala-* “Deportierter, Deportierte” (Friedrich 1959, 88, 118). Dabei ist der Gebrauch des Wortes in zwei Paragraphen interessant. § 19a (Tafel I) “Wenn irgend[ein] Luwier einen Menschen, entweder einen Mann oder eine Frau, aus Hattuša stiehlt und ihn nach Arzawa bringt (und wenn) sein Herr ihn findet, so darf er (ihn) nur in sein Haus bringen” (Friedrich 1959, 20 f, 92 f). - § 82* (Tafel II) “Wenn seine Sklaven (und) Mägde Gr[ueu]l begehen, so bringt man sie weg und siedelt den einen in dieser Stadt und den anderen in einer anderen [Sta]dt an” (Friedrich 1959, 84 f).

Beide Beispiele beschreiben eine Situation, wo die Person von einem Ort in einen anderen gebracht wird, unabhängig von ihrem Willen. Das substantivisch gebrauchte Wort in § 86*a (Tafel II) übersetzt Friedrich mit “Depotierte”, was eine unfreiwillige Migration von Personen von einem Ort zum anderen kennzeichnet. Auch die Bedeutung “ersetzen” ist in allen Paragraphen mit der Rache eines zugefügten Schadens verknüpft, also handelt es sich wieder um eine Tat, die nicht gerade von Herzen kommt und eher gewaltsam ist als nicht. Das etymologische Wörterbuch des Hethitischen bestätigt das beschriebene Bedeutungsfeld (Puhvel 1984, 162 ff). *Arnu-* wird gebraucht in den Bedeutungen “abschließen, umsiedeln, bewegen, bringen” (örtlich und zeitlich), “ausliefern, ersetzen, übergeben, heben, beschweren (eine Beschwerde erheben), bringen, entfernen, verjagen, verschicken, schicken, Gefallen tun, beenden, annähern, (zur Paarung) bringen”. Diese letzte Bedeutung steckt in dem Wort *arnuandan* (Hethitisches Gesetzbuch: § 77, 83, 84) “schwanger, trüchtig, befruchtet”. - *Arnuwala-* ist eine ausgesiedelte Person (beiderlei Geschlechts), ein Aussiedler, eine Aussiedlerin (aus dem besiegten Land, gebunden an eine bestimmte Wohnstätte). Das Wort bedeutet nicht Gefangener, Gefangene, weil das das Wort *appant-* kennzeichnet. Das akkadische NAM.RA = *šallatu* bezieht sich auf alle Arten von beweglicher Beute (Leute, Tiere, Waren), das hethitische NAM.RA = *arnuwala-* aber nur auf Menschen (Puhvel 1984, 166 f). NAM.RA ist ein sumerisches Ideogramm, das auch von anderen Völkern übernommen wurde, das sie aber natürlich auf ihre Weise ausgesprochen haben.

Das Hethitische Wörterbuch (Friedrich, Kammenhuber 1980, 336 ff) enthält noch einige interessante Details. Der soziale Status des (der) *arnuwala* ist niedriger als der des Freien, aber höher als der des Sklaven. Im Gegensatz zum Sklaven ist die (der) *arnuwala* seit althethitischer Zeit direkt vom König abhängig. Das Anspannen eines (einer) *arnuwala* ist auch als Todesstrafe bei Freien bzw. Adelligen bezeugt. Grammatikalisch ist *arnuwala* eine Ableitung auf *-ala* vom Verb *arnu-* und hat passive Bedeutung.

Arnuwala- ist also eine Person, die mit Gewalt von einem Ort zu anderen gebracht worden war. In diesem erwartet sie Geschlechtsverkehr mit dem Entführer, wovon § 86*a spricht. Indirekt zeigt sich auch hier die kausale Verbindung *hoditi - roditi*. Man kann über sie eine (Todes-) Strafe verhängen, in dem man sie anspannt, was mit der Geschichte von Marko-Janko übereinstimmt, als er das angespannte Pferd erschlägt. Das ist allerdings auch ein Detail des römischen Oktoberpferdes und der altindischen *Aovamedha*. Marko-Janko erschlägt also auf irgendeine Weise eine seiner Frauen. *Arnuandan* bezieht sich im Gesetzbuch auch auf Tiere. Dann ist es nicht mehr ungewöhnlich, daß der Geschlechtsverkehr mit Pferd und Maultier neben den Geschlechtverkehr mit der Deportierten und ihrer Mutter gestellt wird. In einer bestimmten Zeit und Umgebung hatte es zwischen ihnen offensichtlich keinen Unterschied gegeben. Das war die Zeit, als es noch keinen Mythos gegeben hat, denn die Menschen haben ihn einfach gelebt. Die Paare Pferd - Maultier, Tochter - Mutter führen zu der Gleichsetzung Pferd - Tochter, Maultier - Mutter. Das Maultier ist ein Tier, das unfruchtbar ist, das sich nicht vermehren kann. In diesem Sinn ist es auch geschlechtslos. Damit sind wir wieder bei der Gestalt des bösen Herrschers angelangt, der ein Sinnbild der Unfruchtbarkeit ist und den man deswegen töten muß, wie wir aus der detaillierten Abhandlung von Banaszkiwicz (1986, 156 ff) erfahren. Marko-Janko erschlägt also die Schwiegermutter als Sinnbild der Unfruchtbarkeit und zeugt mit Lenka die Fruchtbarkeit. Aber die

Schwiegermutter kehrt in sein Bett zurück, das bedeutet, daß sie nur scheinot war, daß es sich um einen ständig wiederkehrenden Kreis des Sterbens und Auflebens der Natur handelt. Die Fragen der Geschlechtslosigkeit und der Zweigeschlechtlichkeit werde ich jetzt nicht erörtern. Es leuchtet uns aber allmählich ein, wovon die Vorstellung über die bösen Stief- und Schwiegermutter stammt.

Der Märchentyp AaTh 901, den wir besser unter dem Namen der Widerspenstigen Zähmung kennen, seitdem William Shakespeare ein beliebtes Theaterstück daraus gemacht hat, steht in engster Beziehung zu dem Märchentyp AaTh 900 von König Drosselbart. Noch immer von grundlegender Bedeutung ist die Monographie, die ihm Ernst Philippson gewidmet hat. Seine Überzeugung, daß es germanischer Herkunft ist, ist nach dem bisher Gesagten offensichtlich falsch. Aber überzeugend ist die Feststellung, die er mit zahlreichen Beispielen aus der germanischen Mythologie belegt hat, daß der Held die wilde Frau auf die eine oder andere Weise zähmen muß, worauf hin sich die Frau ihrem Charakter nach völlig verändert (Philippson 1923, 93 ff). In dem gesamten Motiv ist das Umkleiden von großer Bedeutung. So wettet der Prinz in dem dänischen Märchen GD5, daß seine zukünftige Frau Baumschuhe, eine rote Schürze und eine graue Zwangsjacke tragen wird (Philippson 1923, 19). Das sind aber die Farben, die die Göttin bei der Einsetzung erhält, als sie sich in die freundliche Gestalt wandelt, dieselben Farben haben natürlich auch die Kleider des Kärntner Herzogs.

Jetzt verstehen wir, warum der Grabhügel, auf dem der Lia Fáil stand, nach den Geiseln genannt wird, nach Leuten, die man gegen ihren Willen in das fremde Land verschleppt hat. Das slawische Wort für *kobila* (Stute) stammt von dem vorurslawischen **kabula*, das eine Entlehnung aus dem Thrakischen ist. Das thrakische Wort wird in Beziehung gebracht zu dem Namen der phrygischen Göttin *matar kubeleja*. Das könnte "Mutter der Pferde" bedeuten. Das thrakische und das phrygische Wort stammen von der ide. Wurzel **keub-* "Berg, Haufen" (Gluhak 1993, 326 f). Gerade das ist aber eigentlich auch ein Grabhügel. Dumha na nGiall ist also das Symbol einer gewaltsam gebrachten Mutter der Pferde.

Die irische Figur der Göttin-Mutter und Kämpferin, mit der wir uns hier nicht befassen werden, hat Tier- und Menschengestalten. Darin vereinigen sich Medb und Mórrígan. Sie ist sexuell unersättlich, in Begleitung roter Pferde, in einer der Gestalten hat sie einen riesigen Mund und Geschlechtsteile bis zu den Knien (vgl.: Sjoestedt 1994, 24 ff). In christlicher Zeit ersetzt sie die hl. Brigitta, die in altirischen Schriften hier und da mit der Gestalt der Jungfrau Maria verglichen wird (vgl.: Bray 1987).

Dieselbe Gestalt ist in den Alpen unter dem Namen Margaretha Maultasche bekannt. Valentin Pogatschnigg beschrieb sie als häßliche, kampfeslustige Riesin mit großem Mund. Wohin sie auch gekommen war, zerstörte sie alles. Sie war sexuell unersättlich und konnte keine Kinder gebären. In Klagenfurt - Celovec sah man sie nachts auf einem dunkelroten Pferd (Pogatschnigg 1862, 74). Als Margarete, Grete mit verschiedenen Beinamen kannte man sie bis nach Schottland, in Niedersachsen u. a. als *svatte griet* (Pogatschnigg 1862, 75 f). Dieser letzte Name ist offensichtlich slawisch und wir sind mit dem Adjektiv *svet* wieder bei dem Namen Svatne und Sveško polje angelangt. Die Gottheit Radegost - Svarožič, die die slawischen Redarier in Mecklenburg verehrten, nennt die dortige Tradition auch Reda, Nineveh, Greta und Margareta (Šlupecki 1994, 57), also mußte sie eine Frauengestalt haben. Die mythische Gestalt der Margarethe Maultasche ist in den Ostalpen im 15. Jh. mit einer historischen Persönlichkeit verschmolzen, mit der Tiroler Gräfin Margareta, die hundert Jahre zuvor gelebt hatte. Hier werde ich nur auf eine detaillierte Darstellung der historischen Margarete hinweisen, die vor kurzem Wilhelm Baum (1993) veröffentlichte. Er wies darauf hin, daß *Tasche* in bairischer Mundart die weiblichen Geschlechtsteile bezeichnet und daß man mit *Maultasch* eine Hure bezeichnete (Baum 1993, 406). So sind auch alle Eigenschaften, die wir bei der irischen Göttin gesehen haben, vorhanden.

Den Kreis der Beweisführung schließt auch Pogatschniggs Hinweis, daß die Volksüberlieferung mit Maultasche zahlreiche Hügel verbindet, u. a. denjenigen (*Abb. 10*) mit drei Kreuzen in Lungau (Pogatschnigg 1862, 75). Hier leistet mir Prof. Hans-Dietrich Kahl opferwillig die Hilfe. Wie er feststellte, war dies der Hügel Drei Kreuze südlich des Ortes Steindorf, wo heute ein Kreuz zwischen zwei gemauerten Bildstöcken steht (*Abb. 10: 2*). Nach der Volksüberlieferung soll hier der Kampf

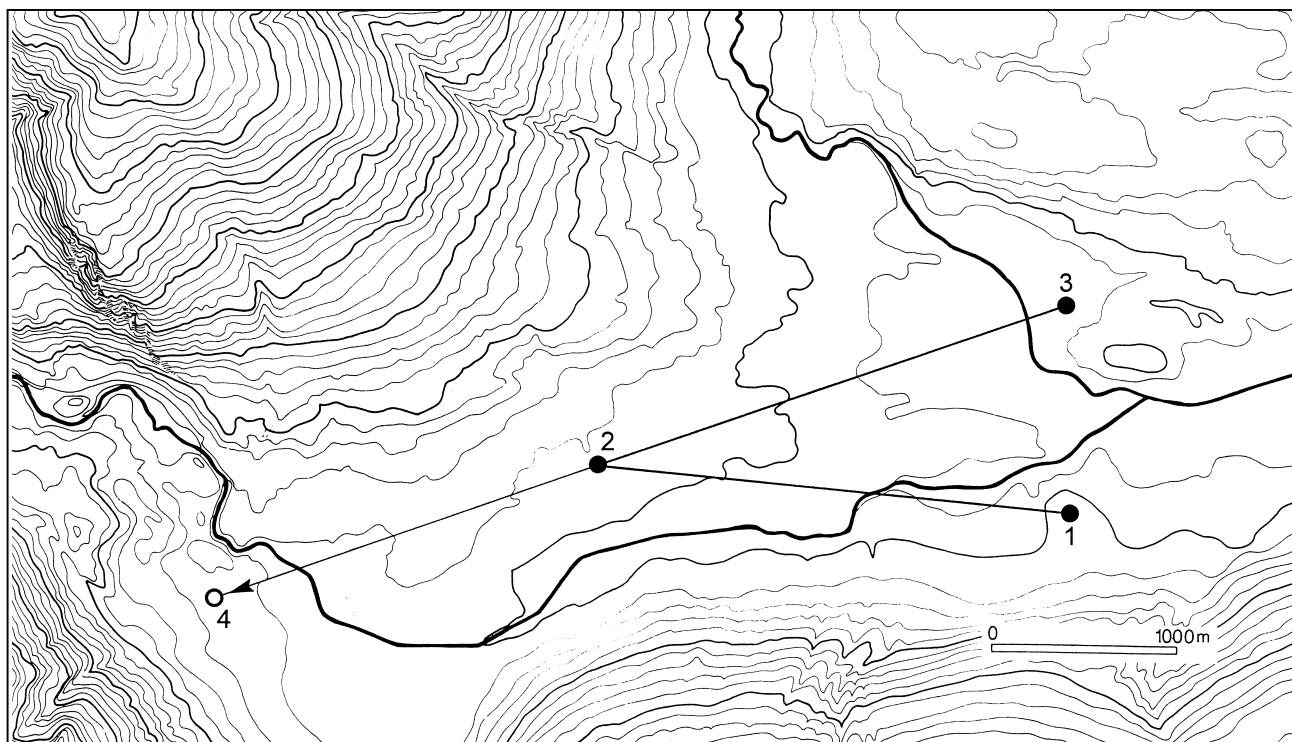


Abbildung 10. Maria Pfarr, Lungau. Anordnung der Heiligenstätten. 1 - Gritschn, 2 - Drei Kreutze, 3 - Althofen, 4 - St. Wolfgang. Äquidistanz = 20 m.

mit dem Heer von Margarethe Maultasche stattgefunden haben und dort sollen auch die Gefallenen begraben sein. An dem besagten Ort wurden tatsächlich Knochen gefunden (Schitter 1975, 228). Der Hügel ist zugleich die Spitze des heiligen Winkels von 24° - 25° zwischen den Richtungen zum Hügel Gritschn und der Kirche in Althofen. Gritschn (Abb. 10: 1) ist eine ovale Anhöhe oberhalb des Dorfes Pichl, einst eine Wiese, heute zum Teil Acker. An dieser Stelle steht ein hölzernes Wetterkreuz, das böse Kräfte abwehren soll. Daneben hat man ehemals ein Sonnwendfeuer errichtet und brennende Holzscheiben ins Tal geworfen. An den Hängen der Anhöhe sollen Keramikbruchstücke aus altslawischer Zeit gefunden worden sein (Schitter 1975, 63 f). Heute wird dort kein Sonnwendfeuer mehr errichtet, aber man macht noch an Ostern ein Feuer, Scherben konnte man 1996 dort nicht mehr finden. Althofen (Abb. 10: 3) mit der jetzigen St. Laurentiuskirche steht genau nördlich von Gritschn im Tal unterhalb des heutigen Hauptortes Mariapfarr. Nach der Volksüberlieferung stand das Gnadenbild der Muttergottes, das in der Kirche in Mariapfarr steht, einst in der Kirche in Althofen. Jedoch wurde sie solange nach Mariapfarr gebracht, bis dort eine Kirche gebaut wurde. Das erklärt Kahl damit, daß die Kirche in Althofen älter sei und daß man das Marienpatrozinium ursprünglich dort ansetzen müsse. Darüber hinaus soll diese Kirche nach der Volksüberlieferung noch zu den Kirchen des Modestus gehören (Kahl 1993, 61, 68 f). Archäologische Ausgrabungen von 1982 haben unter dem heutigen Kirchenboden Schichten mehrerer älterer Kirchengebäude mit dazugehörigen Gräbern freigelegt. Das älteste wurde durch Brand zerstört (Ubl 1982). 923 wird eine Salzburger Kirche in Lungau erwähnt (Kos 1906, Št. 358). Da ihr Patrozinium keine Erwähnung findet, scheint sie weit und breit die einzige gewesen zu sein. Daher handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach gerade um die Kirche in Althofen (vgl.: Kahl 1993, 69). Zum Verständnis der Umwandlung von heidnischem in christlichen Kult ist die Tatsache interessant, daß die Kirche des hl. Wolfgang in Mauterndorf (Abb. 10: 4) genau in der Richtung Althofen - Drei Kreutze steht. Das würde darauf hindeuten, daß der Kult von Drei Kreutze nach Mauterndorf verlegt wurde. Eine interessante Frage, die damit aufgeworfen wird, ist, ob Wolfgang die Maultasche oder ihren Sieger ersetzt hat? Auf eine Antwort muß man noch warten.

Die Lungauer Gruppe dreier Heiligenstätten können wir mit dem Zollfelder folgendermaßen vergleichen: Gritschn = Karnburg - Krnski Grad, Drei Kreutze = Zollfeld - Sveško polje, Althofen =

Maria Saal - Svatne. In beiden Gruppen ist nicht nur der heilige Winkel gleich, sondern der Ort der späteren Marienverehrung liegt genau in Nord-Süd-Richtung im Hinblick auf den nächstgelegenen heiligen Ort. Bedeutsamerweise stimmt der Ort des Kampfes mit der Maultasche strukturell mit den Steinen auf dem Zollfeld - Sveško polje überein, was auch räumlich die Verbindung der mythischen Gestalt mit der Zeremonie der Einsetzung beweist. Die Gestalt der kriegerischen Herrscherin Macht, die der neue Herrscher besiegen muß, ist in den slawischen dynastischen Traditionen sehr gut in der Person der *Vlasta*, erhalten, die Premisl besiegen muß, wie die tschechische Chronik Dalimila berichtet (1977, 27 ff).

Kleinkarantanien



Abbildung 11. Slawische Fürstentümer in den Ostalpen um 800. I - Karantanien, das dunklere Raster kennzeichnet das Gebiet, wo eine rechtliche Verbindung mit der Zeremonie der Einsetzung wahrscheinlich besteht; II - Karniola; III - Liburnia; IV - mögliches Fürstentum im Gebiet der Flavia Solva. Die Kreise kennzeichnen die Zentren.

Die Steine und Säulen, an die die Einsetzung geknüpft ist, standen in der Vorstellung der einstigen Völker im Zentrum ihres Stammes, sie waren ihr Nabel der Welt, der Ort von Rechtsbräuchen (Banaszkiwicz 1990; 1991). Sie waren also auch das Zentrum der Rechtsgemeinschaft. Daher ist es nicht abwegig zu fragen, wie groß die Rechtsgemeinschaft war, die ihre Fürsten auf dem Zollfeld - Sveško polje einsetzte. Die Frage und Folgen, die sie hat, kann ich an dieser Stelle nur andeuten, eine detaillierte Abhandlung wird in Zukunft folgen müssen.

Wenn die geschlossene Gemeinschaft der Kärntner Edlinge des Spätmittelalters (Grafenauer 1952, 320 ff) wirklich (wie auch immer) in der Rechtsgemeinschaft wurzelt, wie sie die Vorlage des Schwabenspiegeleinschubs beschreibt, dann spiegelt ihre Ausdehnung den ehemaligen Umfang der Karantanen und ihrem Land Karantanien (Abb. 11: I) wider. Durch dieses Prisma betrachtet, ist Karantanien plötzlich verblüffend klein (vgl. noch: Karpf 1995, 76). Es stimmt aber in ziemlich großem Ausmaß mit *pagus Karintriche* im 10. Jh. nach der Rekonstruktion von Dopsch (1975, 137) überein. Das schließt natürlich nicht die Möglichkeit aus, daß Karantanien zeitweise etwas größer war. Diese Möglichkeit deutet beispielsweise der Einfall der Karantanen in Friaul um 664 auf Anregung Arnefrits an, der das Herzogtum Friaul an sich reißen wollte (Paulus Diaconus, V, 22).

Offensichtlich wird man bei den weiteren Überlegungen die Richtung einschlagen müssen, die vor kurzem Hans-Dietrich Kahl andeutete, daß man nämlich zwischen einem weiteren und einem engeren Karantanien unterscheiden müsse (Kahl 1993, 47 f). Im Augenblick scheint es wahrscheinlicher, daß die Einsetzung ursprünglich mit dem Karantanien im engeren Sinne verknüpft war.

Liburnia

1. *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* (Ausgaben: Kos 1936; Wolfram 1979)

Da unsere Kenntnis der frühen (8. und Beginn 9. Jh.) territorial-politischen Einrichtung in den slawischen Ostalpen hauptsächlich auf der besagten Schrift beruht, ist es sinnvoll, zur interpretierten Quelle zurückzukehren und sie erneut durchzusehen. Der Schlüsselsatz lautet:

Qui venientes Carantanis deducaverunt ibi ecclesiam sanctae Mariae et aliam in Liburnia civitate seu ad Undrimas et in aliis quam plurimis locis. (c. 5: 6 - 8; Kos 1936, 131).

“Sie kamen zu den Karantanen, weihten dort die Kirche der heiligen Maria, eine andere in der Burg Liburnia und eine ad Undrimas sowie an vielen anderen Orten.” (bisherige Übersetzung, Wolfram 1979, 45)

Jahrhundertlang war man der Überzeugung, der Text spreche von den ersten drei Kirchen, die Modestus und seine geistlichen Begleiter weihten, und da diese Kirchen karantanisch sein sollen, könnten sie den Umfang Karantaniens in der Mitte des 8. Jhs. bestimmen. Die Diskussion, wo diese Kirchen gestanden haben, ist so alt wie die Historiographie dieser Orte, und ich habe nicht die Absicht, sie an dieser Stelle zu wiederholen. In den letzten hundert Jahren war die Ansicht vorherrschend, es handle sich um die Kirchen: Maria Saal - Gospa Sveta im Tal der Glan - Glana, St. Peter in Holz auf den Trümmern des antiken Teurnia im oberen Drautal und eine unbekannte Kirche im oberen Murtal in der engeren oder weiteren Umgebung von Knittelfeld. Damit war der Umfang Karantaniens im Großteil des heutigen Kärnten und wenigstens noch im Tal der oberen Mur gesichert.

Das ist aber eine Erklärung, womit man die archäologischen Entdeckungen nicht begründen kann, die in den letzten Jahren Franz Glaser und Kurt Karpf in Millstatt, Molzbichl, Hochgosch, St. Wolfgang, St. Peter bei Spittal und in Teurnia machten, weil sie die Existenz der Modestuskirche in Teurnia negieren, den Bereich zwischen Millstatt und der nahegelegenen Drau zeigen sie indes als überaus bedeutenden weltlich-geistlichen Mittelpunkt, den man mit der karantanischen Tradition nicht in Bezug setzen kann. Die Erklärungsmöglichkeiten des bisherigen karantanischen Modells sind ausgeschöpft. In einem solchen Augenblick muß man zu den Quellen zurückkehren und sie erneut auslegen. Hier werde ich den angeführten Satz wenigstens zum Teil interpretieren.

Das ursprüngliche Manuskript kannte bekanntlich keine Kommata, ihre Anwendung und damit die Gliederung des Satzes bleibt dem Leser überlassen. So sind wir zahlreichen pythischen Fallen ausgeliefert. Die bekannteste ist in der *Conversio* augenblicklich diejenige über Ingo, wo es Herwig Wolfram in einer neuen Übersetzung, die die ungewöhnliche Reihenfolge der Satzobjekte berücksichtigte, gelungen ist darzustellen, daß es sich um einen Geistlichen und um keinen Fürsten handelt, wie es die Historiographie jahrhundertlang auslegte (Wolfram 1979, 96 ff). Daß es sich bei unserem Satz um einen typisch pythischen Satz handelt, hat schon indirekt Kahl (1993, 62) zu verstehen gegeben. Die bisherige Einteilung des Satzes lautete folgendermaßen: *Qui venientes Carantanis ---- deducaverunt ibi ecclesiam sanctae Mariae et aliam in Liburnia civitate seu ad Undrimas et in aliis quam plurimis locis.* Ein schematisches Übersetzen, wie es Wolfram in der alten Übersetzung seines Satzes feststellte (Wolfram 1979, 97), liegt auch bei unserem Satz vor, wo er ebenso automatisch die Wortfolge des lateinischen Originals übernimmt. Ein solcher Abstand setzt *venientes Carantanis* in eine Beziehung, die besagt, wohin sie gekommen sind - zu den Karantanen. Der Autor beugt den Namen Carantanus offensichtlich nach der zweiten Deklination, die Form *Carantanis* könnte demnach der Dativ oder der Ablativ des Plurals sein. Das ist aber unvereinbar mit der Richtung der Ankunft. Auf die Frage -wohin? müßte der Akkusativ *Carantanos* folgen. Darüber

hinaus gebraucht der Autor der *Conversio* überall dort, wo er eine Richtung beschreibt, noch die Präpositionen *in* oder *ad*. In unserem Satz müßte er also, damit die Übersetzung richtig ist, eine für ihn ungewöhnliche Konstruktion ohne Präposition benutzt und dann noch einen grammatikalischen Fehler begangen haben, indem er den falschen Kasus gebraucht hat. Deshalb schlage ich eine andere Gliederung vor. *Qui venientes ---- Carantanis dedicaverunt ibi ecclesiam sanctae Mariae et aliam in Liburnia civitate seu ad Undrimas et in aliis quam plurimis locis*. Jetzt haben wir eine inhaltliche Verbindung von *Carantanis dedicaverunt* hergestellt, die besagt, wem sie die Kirche weihten - den Karantanen. So haben wir den Dativ Plural erhalten, der mit *Carantanis* völlig übereinstimmt.

So haben wir auch das Wort *ibi* in einen anderen Zusammenhang gestellt. In der alten Übersetzung bezog es sich auf *Carantanis*, in der neuen dagegen auf *venientes*. Im ersten Fall würde es bedeuten, daß sie dort die Kirchen weihten, wo die Karantanen lebten, im zweiten, daß sie sie dort weihten, wohin sie gekommen waren. Die alte räumliche Auslegung könnten wir zum Teil nur mit der Behauptung aufrechterhalten, daß *Carantanis* der Ablativ des Plurals ist, der auf die Frage -wo? folgt, und daß der Autor - wieder ausnahmsweise - die Präposition *in* ausgelassen hat. Die Verbindung mit *ibi* würde bleiben, aber sie wäre ein stilistisch schlechter Pleonasmus - dort bei den Karantanen. Aufgrund der Gezwungenheit erscheint mir auch diese Übersetzung unwahrscheinlich. - Indem der Autor *ibi* hinter *dedicaverunt* gesetzt hat, bewirkte er, daß es die Leser automatisch mit *Carantanis* verbunden haben. So erreichte er sein Ziel, die Bedeutung der Karantanen und Karantaniens und damit die der Salzburger Mission zu steigern. Das ist ein erneuter Beweis für seine Gerissenheit, wofür sich schon die Redewendung, "er lüge mit der Wahrheit" eingebürgert hat.

Die Fortsetzung des Satzes hat man bislang hauptsächlich in drei Abschnitte geteilt, die drei Kirchen in drei verschiedenen Orten ergaben: *ecclesiam sanctae Mariae -- et aliam in Liburnia civitate -- seu ad Undrimas et in aliis quam plurimis locis*. Eine solche Gliederung erfordert unbedingt, daß wir *seu* mit "und" übersetzen. "Und" ist nämlich wie das lateinische *et* eine "coniunctio copulativa", die Wörter und Sätze verbindet, aber keine engere Beziehung kennzeichnet (Južnič, Kopriva 1952, 347). Ist eine solche Übersetzung des Wortes *seu* die einzig mögliche und an dieser Stelle richtig?

Seu und in der anderen Form *sive* gehört zu den "coniunctiones disiunctivae". Damit verbinden wir zwei synonyme Ausdrücke, suchen einen passenderen oder der Unterschied erscheint uns nicht wichtig (Južnič, Kopriva 1952, 351). Im klassischen Latein hat es niemals die Bedeutung von "und", sondern verbindet zwei Teile, wobei der zweite häufig den ersten genauer bestimmt (vgl.: OLD 1980, 1776). Auch in der Bedeutung von "und" wird es vor allem im Spätlatein, 200 - 550, gebraucht (Niermeyer 1976, XVIII, 968). Dem gelehrten Kleriker (im folgenden: Autor), der im 9. Jh. die *Conversio* schrieb, mußten beide Bedeutungen bekannt gewesen sein: die klassische und die spätlateinische. Wenn es uns interessiert, für welche er sich entschieden hat, müssen wir untersuchen, wie er das Wort in seiner Schrift sonst gebraucht hat. Abgesehen von unserem Satz, hat er es noch viermal geschrieben.

1. *Sequitur dehinc catalogus episcoporum sive abbatum eiusdem Iuvavensis sedis* (c. 2: 1, Kos 1936, 128).

Hier verbindet *sive episcoporum* und *abbatum* als zwei zum Teil synonyme Wörter, die einander ergänzen, damit sie beide den *catalogus* zusammensetzen. Dem Autor diente als Vorlage des Katalogs höchstwahrscheinlich der *Liber confraternitatum* der St. Peterskirche in Salzburg, möglicherweise auch das Lied aus der Sammlung *De ordine conprovincialium pontificum*. Aus der ersten ist zu ersehen, daß alle Bischöfe zugleich auch Äbte waren, aber nicht umgekehrt. Der *Liber confraternitatum* zählt bei Doppelfunktionen konsequent *episcopus et abbas* auf (Wolfram 1979, 64 ff). Der Autor verwendete *seu* anstelle von *et*. Das tat er absichtlich, weil *seu* in seinen Augen etwas anderes bedeutete als *et*. Hier wäre die passende Übersetzung "beziehungsweise". Damit verwischte er den Unterschied zwischen *episcopus* und *abbas* im Salzburger Dom. Auch Wolfram stellte fest, daß der Autor ungewiß war hinsichtlich der Anfänge der Salzburger Kirche und daß er als Nachfolger Ruperts nur einen "richtigen" Bischof akzeptierte (Wolfram 1979, 65 f). In diesem Fall handelt es sich also um die klassische Bedeutung des Wortes *sive*.

2. 3. *Hactenus praenotatum est qualiter Bagoarii facti sunt christiani seu numerus episcoporum et abbatum conscriptus in sede Iuvavensi. Nunc adiciendum est qualiter Sclavi qui dicuntur Quarantani et confines eorum fide sancta instructi christianique effecti sunt seu quomodo Huni Romanos et Gothos atque Gepidos de inferiori Pannonia expulerunt et illam possederunt regionem quousque Franci ac Bagoarii cum Quarantanis continuus affligendo bellis eos superaverunt* (c. 3: 15 - 22, Kos 1936, 129).

Hier handelt es sich um eine Zusammenfassung einzelner Kapitel. Das erste *seu* verbindet zwei bairische Teile, das zweite *seu* den slawischen und den pannonischen. So stellen die beiden ersten eine Einheit dar, die beiden anderen die zweite Einheit, oder wie Wolfram feststellte, c.3 vermittelt den Eindruck einer zweigeteilten Schrift, eben einer *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* (Wolfram 1979, 70). Auch hier sind beide *seu* mit Absicht gewählt, weil sie eine andere Bedeutung haben, als sie *et* hätte, das den Inhalt in vier Teile gliedern würde. Also haben sie wieder die klassische Bedeutung. In der Übersetzung wäre "beziehungsweise" durchaus akzeptabel. Das berücksichtigen zum Teil auch die bisherigen Übersetzungen. Die slowenische Übersetzung gebraucht für das zweite *seu* das nicht adequate *dalje* (ferner) (Grafenauer 1985, 18), die deutsche Übersetzung dagegen das zutreffende *beziehungsweise* (Wolfram 1979, 41).

4. *coeperunt populi sive Sclavi vel Bagoarii inhabitare terram unde ille expulsi sunt Huni* (c. 10: 3 - 4, Kos 1936, 135).

Daß auch in diesem Fall *sive* nicht "und" bedeutet, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Das beachtet auch die bisherige weniger originalgetreue Übersetzung dieser Stelle. *populi sive Sclavi vel Bagoarii* lauten in der slowenischen Übersetzung: *slovanska in bavarska plemena* (Grafenauer 1985, 23) und ähnlich in der deutschen: *slawische und bayerische Völker* (Wolfram 1979, 51). Hier werde ich nicht darüber diskutieren, ob *vel* unbedingt "und" und was *populi* bedeutet. Wesentlich ist, daß *sive* wieder in der ausgesprochen klassischen Bedeutung verwendet wurde. Es erklärt nämlich genauer, wer die *populi* waren, die das ehemalige awarische Land zu besiedeln begannen, die *Sclavi vel Bagoarii*. So bildete es erneut eine Einheit.

Der letzte, ganz und gar nichtige Einwand, daß *seu* in unserem Ausgangssatz dennoch "und" bedeutet, wäre ein plötzlich sehr starker Wunsch des Autors, nicht dreimal hintereinander *et* zu gebrauchen und deshalb ihre Serie mit *seu* in der Bedeutung von "und" zu unterbrechen, natürlich im völligen Gegensatz zu seiner bisherigen Praxis beim Gebrauch dieses Wortes. An anderen Stellen hat ihn die Anhäufung von *et* dagegen nicht gestört. Z.B.: *tradidit Chezil sicut Engildeo et filii eius duo et Ermenperht presbyter ibi habuerunt et circumduxit praefatos viros in ipsum terminum* (c. 11: 31 - 32, Kos 1936, 136 f). Darüber hinaus ständen ihm zu diesem Zweck wenigstens noch *ac* und *atque* zur Verfügung. Deshalb kann ich diesen Einwand nicht gelten lassen.

Unser Satz müßte eher folgenderweise gegliedert werden: *ecclesiam sanctae Mariae -- et aliam in Liburnia civitate seu ad Undrimas (et in aliis quam plurimis locis)*. Wir sehen jetzt, daß ES SICH NUR UM ZWEI KIRCHEN HANDELT, um die Kirche der hl. Maria und noch um eine andere mit unbekanntem Patrozinium. *Aliam* kennzeichnet dem Sinn nach nämlich die Ungewißheit darüber, worauf mich Professor Kahl freundlicherweise hingewiesen hat. Desgleichen bemerkte er, daß eine Verbindung zwischen der Kirche und dem Ort besteht, wo sie gestanden hat (Kahl 1993, 62). Der Autor gab sich also die Mühe, möglichst glaubwürdig zu sein, und sagte, wo die Kirchen standen. Auch deswegen klingt der Zusatz *et in aliis quam plurimis locis* wie leeres Gerede. Hätte der Autor noch eine andere Kirche gekannt, hätte er sie aufgeschrieben, so wie er sie später geradezu begierig bei Pannonien aufzählt. Aber er tat es nicht, weil es sie nicht gab.

Was schreibt also der Autor über den Ort der beiden ersten Kirchen? Die Kirche der hl. Maria wurde, wie wir gesehen haben, den Karantanen geweiht. Demnach stand sie in Karantanien. Gemäß dem iroschottischen Modell der "weichen" Christianisierung, das in den Ostalpen bekanntlich Geltung hatte, ist es am einfachsten sich vorzustellen, daß sie dort errichtet wurde, wo sich der heiligste Ort der Karantanen befand, in Maria Saal - Svatne, im Komplex der Heiligenstätten des Zollfeldes - Sveško polje. Auch Ende des 12. oder Anfang des 13. Jhs. war man ähnlicher Auffassung, da es aber in Karantanien schon mehrere Marienkirchen gab, fügte man in den Kodex 4

unserer Quelle die Zusatzerklärung *in Solio* ein (Kos 1936, 44), also zweifellos Maria Saal - Gospa Sveta.

Wirklich spannend wird es aber erst bei der anderen Kirche. Diese stand in *Liburnia civitate seu ad Undrimas*. Die erste Verwirrung stiftet natürlich das Wort *civitas*, das sowohl Ort als (Verwaltungs-) Territorium eines Ortes oder sogar beides zugleich bedeuten kann. Der Autor gebraucht das Wort noch mehrmals, zum erstenmal in *Wormatia civitate episcopus habebatur* (c. 1: 6, Kos 1936, 126), wo es sich sogar um die beiden Bedeutungen des Wortes, den Ort und das Bistum im allgemeinen, handeln könnte (vgl.: Niermeyer 1976, 183 f); zum zweitenmal in *Ratispona civitate* (c. 1: 24, Kos 1936, 126), wo Rupert vom bairischen Herzog empfangen wird, deswegen handelt es sich hier höchstwahrscheinlich um einen Ort; zum drittenmal *ad Lauriacensem pervenit civitatem* (c. 1: 11, Kos 1936, 127), wo Rupert Kranke heilte. Auch hier ist nur an den Ort zu denken; zum viertenmal *ipsique ibi civitates et munitiones ad defensionem sui fecerunt* (c. 6: 31, Kos 1936, 131), wo es sich um eine zur Verteidigung geeignete Siedlung handelt; und schließlich dreimal im Zusammenhang mit Pribinas Festung in Pannonien (c. 11: 8 - 13, Kos 1936, 137), ohne Zweifel in der Bedeutung von Ort. Logischerweise war deshalb die Mehrzahl der Autoren der Überzeugung, daß mit *civitas Liburnia* den Ort des einstigen Teurnia gemeint ist. Aber schon 1980 begann Kahl zu beweisen, daß man den Ausdruck als Territorium verstehen müsse (Kahl 1980, 53). Der Gefahr der Zweideutigkeit war sich auch unser Autor bewußt, weswegen er den Standort der Kirche noch genauer bestimmte - sie liege im Ort Undrimae. *Seu* bedeutet hier "beziehungsweise, genauer". Das stellt aber auch eine Steigerung in der räumlichen Erfassung dar, *civitas Liburnia* bezeichnet einen größeren Bereich als Undrimae. Jetzt bieten sich uns wenigstens zwei weitere Möglichkeiten. Als erste käme in Betracht, daß *civitas Liburnia* den Trümmerbereich des ehemaligen Teurnia und dessen nähere Umgebung umfaßt, Undrimae ist hingegen ein enger begrenztes Toponym in diesem Bereich. Auf diese Möglichkeit hat mich freundlicherweise Professor Géza Alföldy in einem Brief hingewiesen. Jedoch ist mir bislang ein solches Toponym dort nicht bekannt. Die zweite Möglichkeit ist, daß *civitas Liburnia* ein größeres Verwaltungsgebiet mit einem Mittelpunkt in der Nähe des ehemaligen Teurnia darstellt, Undrimae ist indes ein Ort in diesem Bereich. Wenn alle bisherigen Lokalisierungen von Undrimae (Übersicht: Kahl 1993, 75 f) ins obere Murtal wenigstens in diesem groben Sinn richtig sind, dann reichte bis dorthin auch das Gebiet Liburnias.

Natürlich hat eine solche Auslegung des Satzes noch viel schwerwiegendere Folgen. Die Marienkirche stand bei den Karantanen, die andere indes im Bereich Liburnias. Der Autor gebraucht das Paar Karantanen - Liburnia. Warum hat er in der ganzen Schrift nicht den Namen Karantanien gebraucht, das seinerzeit schon gut bekannt war, sondern spricht immer nur von den Karantanen, manchmal mit dem Zusatz "und ihre Grenznachbarn" *et confines eorum*? Deshalb, weil er nur auf diese Weise den Eindruck erwecken konnte, daß Liburnia den Karantanen gehört. In dem Augenblick, wo er den Namen Karantanien gebrauchen würde, entstünde ein Gegenpol zu Liburnia. Es würde deutlich werden, daß neben Karantanien in den Alpen auch Liburnia lag, das Salzburg aber nicht eingeladen hatte. Desgleichen konnte er nicht von den Liburnern reden, weil sie einen Gegenpol zu den Karantanen gebildet hätten. Der historischen Wahrheit wurde er mit der Bezeichnung *confines* gerecht. Die Verwendung des Paares Liburner - Karantanen würde ebenso seine Absicht, die Begriffe zugunsten der Karantanen und damit von Salzburg zu mischen, ins Wanken bringen. Dabei kam ihm die Tatsache gelegen, daß es schon seinerzeit die Kirche in Undrimae nicht mehr gab. Wie sehr es ihm gelungen war, wenn auch vielleicht anders als er es erwartet hatte, davon zeugt beispielsweise die spätere Ausgabe der Lebensgeschichte des Salzburger Erzbischofs Gebhard, die *Vita Gebhardi* vom späten 12. Jh., wonach Virgil Modestus als Bischof in *Lyburnia* einsetzte (Kahl 1993, 41, 61). Dies hatte eine logische Folge in der historischen Interpretation, die Aeneas Silvius Piccolomini im 15. Jh. in seiner Geschichte Kaiser Friedrichs III. vermittelte: *Liburni enim ea loca tenuerunt, quae nunc Carinthianorum dicuntur: sicut vetusta monumenta testantur, quae apud Solium non longe ab Opido Sancti Viti, frequentia monstrantur, priscis inscripta litteris, Liburnorum illic civitatem fuisse manifestantibus* (in: Puntchart 1899, 79). *Vetusta monumenta apud Solium* sind natürlich die Trümmer Virunums. Einst gehörte es den Liburnern, die das Gebiet

beherrschten, das jetzt die Kärntner haben. - Die unklare räumliche Grenze stellte die Historiographie in die vierte Dimension und erklärte somit das vermeintliche Auftreten der Liburner und Karantanen im selben Bereich. Einige Jahrzehnte danach schrieb schon Jakob Unrest in der Kärntner Kronik - *Chronicon Carinthiacum*, wie die Hunnen (Awaren) nach Karantanien kamen und *verprantten unser liebn Frawn ir news Haws zu Liburina* (Grafenauer 1952, 134 ff), womit eben die Kirche Maria Saal - Gospa Sveta gemeint war.

Die Übersetzung des besagten Satzes, wie ich sie vorschlage, lautet: "Und als diese kamen, weihten sie dort den Karantanen die Kirche der hl. Maria und eine andere im Bereich Liburnias, genauer in Undrimae und in sehr zahlreichen anderen Orten."

Die Erkenntnis, DASS NEBEN KARANTANIEN IN DEN ALPEN AUCH DAS FÜRSTENTUM LIBURNIA EXISTIERTE, ändert von Grund auf unser Bewußtsein von der damaligen Geschichte. Das bisherige Modell ist endgültig eingestürzt und man muß es wiederaufbauen. Das ist aber eine Arbeit für die Zukunft. Es stellt nämlich eine Umbewertung des Großteils der schriftlichen Quellen dar. Im folgenden werde ich nur noch einige Beispiele anführen, die der neue Standpunkt ermöglicht.

Die Westgrenze Karantanien bestimmte man bislang mit dem Kloster in Innichen. Dieses wurde 769 gegründet *propter incredulam generationem Sclavanorum* (und nicht Karantanen). Wie eine Variante des Freisinger Chartulars zur Restitutionsurkunde Ludwigs des Frommen vom 5.II.816 lautet, *in confinio Tiburniensi* (Mordek, Glatthaar 1993, 57). Innichen lag demnach nicht an der Grenze Karantanien, sondern spätestens im 9. Jh. an der Grenze Liburnias! Sein Umfang reichte so vom oberen Murtal bis zum heutigen Osttirol (*Abb. 11: III*). Das ist wenigstens in territorialer Hinsicht sogar mehr, als damals Karantanien besaß (*Abb. 11: I*). Wenn wir noch (*Abb. 11: II*) Karniola (Štih 1995, 37 ff) und das mögliche Fürstentum an der mittleren Mur (*Abb. 11: IV*) hinzuzählen, das die Gruppe von Kirchen andeutet (Pleterski, Belak 1995, 37 f), erhalten wir ein Bild, das stark an die Aufteilung in die Verwaltungsterritorien römischer Städte erinnert. Aguntum und Teurnia decken sich mit Liburnia, Virunum mit Karantanien, Emona mit Karniola und Flavia Solva mit dem Fürstentum an der mittleren Mur. Eine Wirkung antiker Tradition in diesem Erscheinungsbild läßt sich schwer leugnen. Dabei ist es nicht unwichtig, daß nach Alföldys Darstellung der römischen Verwaltungsaufteilung Norikums das Stadtverwaltungsterritorium von Virunum überhaupt nicht in das obere Murtal reichte (Alföldy 1989), was zusätzlich darauf hindeuten würde, daß Undrimae nicht in karantanischem Gebiet liegen kann. Aber Prof. Alföldy räumt in einem Brief die Möglichkeit ein, daß das obere Murtal auch schon bei Knittelfeld zum Verwaltungsgebiet Teurnias gehörte, obwohl man dies im Augenblick nicht beweisen kann. Auch die Grenze zwischen dem ost- und dem westkärntnerischen slawischen Dialekt, die Ortsnamen seit dem 10. Jh. bezeugen, verläuft ungefähr von Villach - Beljak, am Ossiacher See - Osojsko jezero vorbei, bis zum oberen Gurktal. Die Westgruppe weist in einigen Wörtern dieselbe Lautform auf wie die Sprache der Freisinger Denkmäler (Pohl 1996, 311 ff, Karte 1, Karte 4). Diese Sprachgrenze stimmt auch mit der vorgeschlagenen Grenze zwischen Liburnia und Karantanien gut überein, was ebenso kaum ein Zufall sein kann.

Wenn unsere Überlegungen bis hier wenigstens im großen und ganzen richtig waren, können wir versuchen, das Zentrum Liburnias zu finden.

Der Mittelpunkt Liburnias

Die Aufmerksamkeit zieht eine Gruppe dreier Heiligenstätten 5 km östlich der Trümmer Teurnias auf sich (*Abb. 12 : 1 - 3*). Da ich sie schon an anderer Stelle genau vorgestellt habe (Pleterski 1996, 165 f), möchte ich hier nur wiederholen, daß sie einen heiligen Winkel von 22° - 23° mit der Spitze bei St. Wolfgang bilden (*Abb. 12: 1 - 3*). Sie stellen die älteste Schicht der Heiligenstätten dar. Die nächste Zeitschicht bildet das gleichschenklige Dreieck Molzbichl - Hochgosch - Millstatt (*Abb. 12: 4, 1, 3*). Die Winkel bei Molzbichl und Millstatt betragen je 22°, sie haben also auch die Größe eines

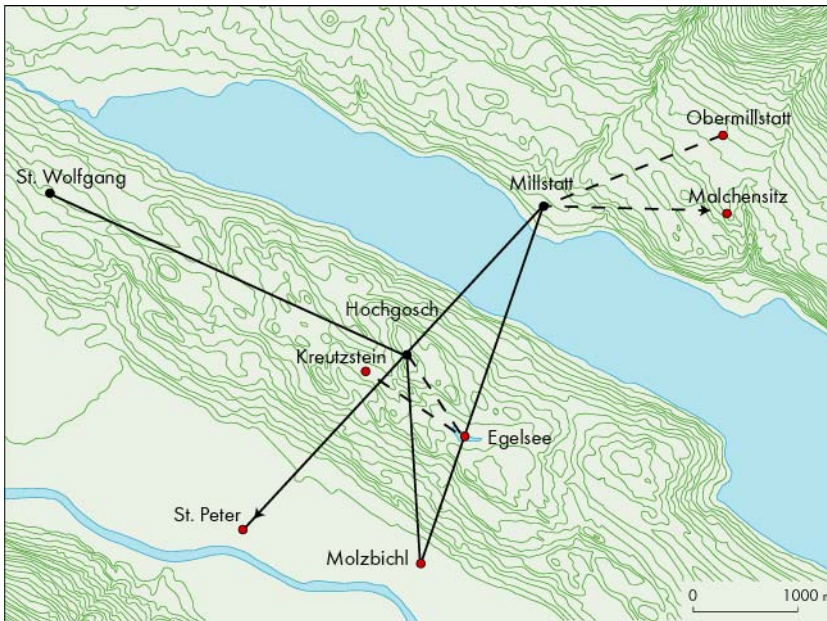


Abbildung 12. Millstatt.
Anordnung der Heiligenstätten.
1 - Hochgösch, 2 - St. Wolfgang,
3 - Millstatt, 4 - Molzbichl, 5 -
Malchenstein, 6 - Obermillstatt,
7 - Egelsee, 8 - Kreuzstein, 9 -
St. Peter. Die dicken Linien
verbinden die Struktur der
ältesten Schicht, die dünneren
die Struktur aus der Zeit der
Christianisierung, die dick
gestrichelten Linien die
Strukturen der jüngsten
heidnischen Schicht, die dünn
gestrichelten die Endübertragung
der Verehrung ins Tal.
Äquidistanz = 20 m.

heiligen Winkels. Am sinnvollsten ist es, die Entstehung dieses Dreiecks mit dem Beginn der Christianisierung in der zweiten Hälfte des 8. Jhs. in Verbindung zu bringen, als in Molzbichl eine Mönchsgemeinschaft entsteht (Karpf 1989; Glaser 1989). Auf der anderen Seite in Millstatt vermutet Kahl mit guten Argumenten die Errichtung eines Nonnenkonvents in etwa derselben Zeit (Kahl 1995, 110 f; Kahl 1997). Die Entstehung beider Klöster muß nicht unbedingt zur gleichen Zeit im selben Jahr erfolgt sein. Ebenso kann die erste Kirche in Millstatt schon vor der Ankunft der Nonnen errichtet worden sein. In diese Zeit fällt auch der legendäre *dux Domicianus*, dessen Name auf einem Grabstein steht, den Franz Glaser (1993) vor kurzem wiederentdeckt hat. Die Diskussion über diese Person werde ich hier nicht aufrollen. Die meisten Beweise für seine tatsächliche Existenz hat bislang Kahl (1997) zusammengetragen. Im Lichte des vorliegenden Beitrags erscheint DOMICIANUS überzeugend als FÜRST LIBURNIAS. Damit entfällt von selbst Wolframs verhaltener Einwand hinsichtlich seiner Existenz, er fände in der *Conversio* keine Erwähnung (Wolfram 1995, 289). Dort kann er auch aus dem wesentlichen Grunde nicht in Erscheinung treten, daß er kein karantanischer, sondern ein liburnischer Fürst war, geschweige denn, daß die Mission, die er unterstützte, überhaupt nicht von Salzburg ausging. Die Einweihung der Kirche in Undrimae erfolgte am Rande des liburnischen Gebietes, vielleicht sogar auf Wunsch des lokalen Machthabers. Im Einklang mit der späteren Verschmelzung Liburnias in Karantanien, verwandelte sich Domicianus im Bewußtsein des unbekanntes Millstätter Mönches, der die Lebensgeschichte verfaßt hat, in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. schon in einen karantanischen Fürsten (Pleterski 1994, 298), später sogar in den Landespatron Kärntens. Daß Domicianus ein *knez* (Fürst) war, weiß auch die Volksüberlieferung zu berichten, die besagt, daß er *Graf* war (Pogatschnigg 1898, 5 f). Da es sich um eine Überlieferung von Leuten handelt, die einst slawisch gesprochen hatten, muß man hinsichtlich der slawischen Bedeutung des Wortes nachprüfen, wie die Übersetzung in anderen Fällen slawisch-germanischer Zweisprachigkeit in den Alpen lautete. Zahlreiche Beispiele für das Wortpaar *knez* = *Graf* hat schon Milko Kos (1936, 61) zusammengestellt. Das Bewußtsein, daß er *knez* war, kann natürlich nicht von der lateinischen klösterlichen Überlieferung in Millstatt stammen, sondern viel wahrscheinlicher von einer parallelen lebendigen Volksüberlieferung, die in die Zeit des Domicianus zurückreicht.

In dieselbe Zeit können wir auch den Entstehungsbeginn der Freisinger Denkmäler datieren. Bislang habe ich sie mit dem Kloster in Molzbichl in Zusammenhang gebracht, weil schon Ivan Grafenauer anhand einer genauen Textanalyse gezeigt hat, daß ein Teil der Texte in der Mönchsgemeinschaft Verwendung fand, und weil er auf Spuren einer mündlichen Überlieferung altchristlicher Altansässiger in den Alpen hingewiesen hat. Ferner existierten dort die entsprechenden materiellen und intellektuellen Bedingungen für ein derartiges Unterfangen (genauer: Pleterski 1996a). Hierzu kann ich noch zweierlei hinzufügen. Kahl gelang es, in der Zwischenzeit das

ursprüngliche dreifache Patrozinium in Millstatt zu rekonstruieren: Salvator, Maria und Allerheiligen (Kahl 1997). Auch die Textanalyse der Freisinger Denkmäler erzielte inzwischen Fortschritte. Klaus Detlef Olof wies unter anderem noch auf zwei, für uns wichtige Details hin, denen bislang keine Beachtung geschenkt wurde; der Redner wendet sich unter anderen auch an die Nonnen (Olof 1996, 89). Damit bietet sich uns die Beziehung zur vermeintlichen Nonnengemeinschaft in Millstatt an, bei der Kahl eine Mitwirkung bei der Vorbereitung der Texte vermutet (Kahl 1997). Den vielleicht bislang konsequentesten Beweis liefert uns allerdings die Analyse des dritten Freisinger Denkmals:

Ese iesem ztuoril protiuuo Bogu od togo dien, ponese cristen bih, dase do diniznego dine, togo uzego izpouueden bodo Bogu i sancte Marii i sancti Laurenzu, Gozpodi, i uzem zuetim, i tebe, bosi rabe. (FD III 37 - 46; 1993, 62)

“Was ich getan habe wider Gott seit jenem Tag, an dem ich getauft wurde, bis zum heutigen Tag, das alles will ich Gott bekennen und der heiligen Maria und dem heiligen Laurentius, Herr, und allen Heiligen und dir, Knecht Gottes.” (nach: 1993, 118)

Wie Olof feststellte, war der Abschnitt ein retardierendes Element und wies auf die Angabe von Franc Grivec hin, daß es sich um die einzige aller karolingischen Beichtformeln handelt, die diesen Namen aufweist. Ferner beweist Olof, daß es sich bei der Erwähnung des hl. Laurentius um eine spätere Interpolation handelt, die höchstwahrscheinlich im Zusammenhang mit der Verbreitung seiner Verehrung nach der Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Magyaren am 10. August 955, also am Tag des hl. Laurentius, entstanden ist. Die Suche der Kirche oder des Klosters mit den aufgezählten Patrozinien, wo der Text entstand, erscheint Olof hoffnungslos (Olof 1996, 92 f). Gott nennt das zweite Denkmal auch *zpasitel* (FD II 91), was auf Latein *salvator* bedeutet. *Bog (zpasitel), Maria, uzi zueti* (Gott (Salvator), Maria, Allerheilige) der Kirche, die im dritten Denkmal auftritt, stimmen mit dem ursprünglichen dreifachen Patrozinium der Kirche in Millstatt überein: Salvator, Maria, Allerheiligen. Das ist kein Zufall mehr! Vor allem nicht in der Zeit, als es kaum so viel Kirchen gab, daß man sie an den Fingern abzählen konnte. Wie wir gesehen haben, werden in der *Conversio* überhaupt nur zwei aufgezählt. Der logische Schluß der oben dargelegten Beobachtungen ist, daß die FREISINGER DENKMÄLER AUCH DEREN GEBRAUCH IN EINER NONNENGEMEINSCHAFT IN MILLSTATT WIDERSPIEGELN. Die Entstehung der Freisinger Denkmäler läßt sich in der Tat nicht nur auf einen einzigen Ort stützen, immer fester ist allerdings die Verbindung mit dem Bereich der Geistesgemeinschaft zwischen Millstatt und Molzbichl. Der Mittelpunkt Liburnias ist also im weiteren Sinne zu verstehen, aber noch immer hat er einen geistlichen Charakter.

Natürlich begann mit der Christianisierung auch die ursprüngliche Dreierstruktur auseinanderzufallen. Die zwei Kirchen in Millstatt und an der Stelle des späteren St. Wolfgang (Pleterski 1996, 165 f) begannen den heidnischen Kult zu verdrängen. Es bildeten sich zwei neue Gruppen von Heiligenstätten der alten Götter, auf jeder Seite des Sees eine. Augenblicklich kann man sie entweder für gleichzeitig oder für nacheinander errichtet halten. Die nördliche Gruppe der Anbeter behielten den Kult in Millstatt bei, wobei sie sich mit einem gewissen Grad an Christianisierung abfinden mußte. Das könnte die *ecclesia demonibus addicta* sein, die dann in Kürze von Domicianus "gereinigt" wurde (vgl.: Pleterski 1994, 302; wo ich noch zu der Annahme neige, daß es sich um Reste eines synkretistischen frühen Christentums handelt). Der Kult vom Bereich des späteren St. Wolfgang wurde in diesselber Linie über Millstatt zu einem Stein verlegt, der heute Malchenstein, Malchensitz heißt (*Abb. 12: 5*). Darauf hat mich freundlicherweise der eifrige Heimatkundler Axel Huber hingewiesen. Heute ist das der Sitz, der in natürlichen Felsen südlich der Ortschaft Obermillstatt eingemeißelt ist. Nach der Volkssage soll sich ein Mädchen, das sich darauf gesetzt hat, in einem Jahr danach vermählen. Den Namen Malchen erhielt es nach der Tochter der Eheleute aus Wien, die mit dessen Hilfe 1878 geheiratet haben. Zurückübertragen, zeugt Malchenstein davon, daß man bei St. Wolfgang ursprünglich den Kult durchführte, der mit einem Stein (oder Steinen) und einer Hochzeit in Verbindung stand. Die zweite neue Heiligenstätte lag dort, wo heute die Kirche Johannes' des Täuflers in Obermillstatt steht (*Abb. 12: 6*), nach der Überlieferung an der Stelle des Heidentempels. Dorthin wurde der Kult verlegt, der zuvor auf dem Hochgösch und nicht in Millstatt durchgeführt wurde, wie ich vorläufig vermutet habe (Pleterski

1996, 166). Der Winkel mit der Spitze in Millstatt zwischen den Richtungen zur Kirche in Obermillstatt und Malchenstein beträgt ungefähr 22°, man hat also den heiligen Winkel beibehalten.

Die Südgruppe ist so entstanden, daß man den Kult auf dem Hochgosch noch beibehalten hat. Der Kult von Millstatt wurde auf der Linie in Richtung Molzbichl auf den oben auf einem Bergrücken gelegenen Egelsee (Abb. 12: 7) verlegt, der Kult von späterem St. Wolfgang dagegen auf den Kreuzstein. Auch diese drei Orte bilden einen heiligen Winkel mit der Spitze am Egelsee. Er beträgt ca. 22°.

Der Kreuzstein (Abb. 12: 8), wie ihn Axel Huber sorgfältig beschrieben hat, ist ein alter Grenzstein. Es ist ein länglicher, abgerundeter Stein (ca. 2,5 X 1,4 m), der halb freigelegt am alten Weg zwischen St. Wolfgang und Hochgosch liegt. Darin sind fünf Kreuze eingemeißelt, die ihm den Namen gegeben haben, mehrere Jahreszahlen, die Abkürzung FW, eine schüsselförmige Vertiefung und eine Spalte in der geraden Seitenfläche. Die Jahreszahlen beziehen sich auf die amtlichen Grenzbegehungen, die beiden ältesten stammen aus der Zeit Graf Widmanns (1640 - 1662), FW bedeutet wahrscheinlich *Familia Widmann*. Die seitliche Spalte könnte dem Zweck dienen, den Stein zu spalten. In der Tat weist die Nordseite des Steins einen 1 m langen Abriß auf. In einem der Bruchstücke ist ebenfalls ein Kreuz eingemeißelt. Am Nord- und Südrand der kleinen Schüssel ist je ein (Abfluß-?) Kanal eingemeißelt. Der Stein wird schon 1533 in der Beschreibung der Grenze des Landgerichtes Ortenburg erwähnt. Die Beschreibung von 1598 erwähnt sieben Kreuze, das Schüsselchen und die Grube, worin der Stein liegt (Huber 1993). Die Zerstörung des Steins erfolgte offensichtlich nach 1598, als darauf noch sieben Kreuze zu sehen waren. Die Kreuze, das Schüsselchen und die Grube sind indes älter. Die Kanäle deuten darauf hin, daß jemand versuchte, in der kleinen Schüssel die Wasseransammlung zu verhindern. Der Stein wurde vermutlich früher einmal vom Bereich bei St. Wolfgang, dem wahrscheinlich ursprünglichen Platz seiner Verehrung, hierher gebracht. Wenn diese Vermutung den Tatsachen entspräche, **dann wäre der Kreuzstein der liburnische Nabel der Welt, der liburnische Fürstenstein.**

Die südliche Gruppe der Altgläubigen scheint ihren Kult aufgegeben zu haben, als an der Drau - Drava in der heutigen Ortschaft St. Peter die St. Peterskirche errichtet wurde (Abb. 12: 9). Diese steht in der Richtung Millstatt - Hochgosch und ersetzte wahrscheinlich den Kult auf dem Hochgosch. Die Entfernung zwischen dem Kreuzstein und St. Peter entspricht der Entfernung zwischen Millstatt und Hochgosch. Noch ein Zufall? Vor kurzem entdeckte Kurt Karpf um der Kirche ein altslawisches Gräberfeld, den ein Teil der Funde noch in das 9. Jh. datiert (Wakounig 1995). Wenn uns die Erklärung der Entstehung der Kirche plausibel erscheint, werden wir aufmerksam auf die Schenkung König Arnulfs an das Freisinger Bistum aus dem Jahre 891. Damals schenkte er *capellam in Sclauiniae partibus ad curtem nostram quae Liburna vocatur consistentem* (Kos 1906, Št. 298). Nach einer Fälschung aus der zweiten Hälfte des 11. Jhs. wurde die Kapelle dem hl. Petrus geweiht, um damit den dort entstandenen Irrglauben zu unterdrücken - *hereses quasdam illis in partibus obortas necandas* (Kos 1906, Št. 299; Kahl 1980, 54 f). Hier soll der Plural *hereses* eine mehr oder weniger bunte Auswahl der Möglichkeiten bedeuten (Kahl 1980, 57). Auf jeden Fall soll es sich um eine oder mehrere Arten von Irrglauben gehandelt haben, die tatsächlich existierten. Könnte diese Kapelle nicht gerade die besagte St. Peterskirche sein? Das erscheint mir viel wahrscheinlicher als die bisher vielfach vorgeschlagene Kirche St. Peter in Holz, denn Ausgrabungen im Innenbereich der Kirche haben keine Kulturreste aus dieser Zeit freigelegt, sondern vor allem römischen Versturz (vgl.: Dolenz 1971).

Wenn ich nun alles zusammenfasse, was man über die drei Heiligenstätten um den Millstätter See in Erfahrung bringen konnte, und dies mit der Gruppe am Zollfeld - Sveško polje vergleiche, ergibt sich eine auffällige Übereinstimmung: der Burgwall auf der Karnburg - (Krnski) Grad und die dortige Kirche der hll. Petrus und Paulus vom Burgwall auf dem Hochgosch und St. Peter im Tal, die Steine auf dem Zollfeld - Sveško polje mit dem Stein (den Steinen) bei St. Wolfgang, das heidnische Heiligtum und später die Marienkirche in Maria Saal - Svatne mit der heidnischen Kultstätte und später die Marienkirche in Millstatt. Der erste Kreis der Beweisführung ist damit abgeschlossen.

Schlußfolgerung

Die Untersuchungen haben einige Fragen beantwortet, aber noch mehr neue aufgeworfen. In der vorliegenden Studie wollte ich vor allem beweisen, daß die Einsetzung ein Ritus ist, der Teil einer vorchristlichen Ideologie war. Schon als solcher hat er sich entwickelt, was man noch im einzelnen erforschen muß. Eine Diskussion über die slawische, germanische oder eine andere Herkunft des Ritus ist, was sich gleichzeitig deutlich gezeigt habe, völlig verfehlt. Sogar die wenigen Angaben, die ich angeführt habe, lassen erkennen, daß es sich um eine Variante der Zeremonie handelt, die schon die gemeinsamen indoeuropäischen Vorgänger gekannt hatten, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie sie auch nicht selbst ausgedacht hatten. Sicherlich war aber die Erscheinungsform, die im 11. Jh. die Vorlage des Schwabenspiegeleinschubs beschreibt, Bestandteil des slawischen Rechts.

Wie wir gesehen haben, waren mit der Zeremonie vier Steine verknüpft, wovon zwei mögliche Sitze waren. Heiligenstätten, die solche Steine hatten, gab es allein in den Ostalpen einige, sogar im heutigen Kärnten mindestens zwei. Die jetzige Verehrung eines der Steine oder des Stuhls als National- oder Landessymbol ist nur der Ausdruck eines neuzeitlichen politischen Mythos, der in keinerlei Verbindung mehr steht zu den einstigen Mythen - den heiligen Geschichten über die Ordnung der Welt, weswegen man die Steine überhaupt aufgestellt hatte. Die ursprünglichen vier Zollfelder Steine sind allerdings Ausdruck der Empfindungskraft, womit die Slawen an die Reste der römischen Zeit anknüpften, die sie in der neuen Heimat vorfanden. Der jetzige Herzogstuhl ist ein typisches Beispiel der Habsburger Neugestaltung, die mit scheinbarer Anlehnung an die älteren Elemente ihren Anspruch auf dieses Gebiet begründen wollte, in Wirklichkeit zerstörte sie aber die alte Struktur. Aber der wahre Grund für den Herzogstuhl sind nicht die vorigen vier Zollfelder Steine, sondern der Schwur dreier tapferer Männer vom 1. August 1291 im verborgenen Winkel Rütliwiese am Urnersee, womit der Schweizer Bund begonnen hatte. Dieser drang die Habsburger, die dynastische Politik nach Osten zu verlegen. Wenn wir uns auf dem Hauptplatz in Klagenfurt - Celovec befinden und uns den dortigen Lindwurm betrachten, erinnern wir uns, daß er auf dem Zollfeld - Sveško polje zu Hause ist, wo er den karantanischen Zeremonienmeistern den Wohlstand ihres Landes gewährleistete.

* Die Forschung findet im Rahmen des Projektes "Ostalpen und Westbalkan in archäologischen Perioden" statt und wird vom Ministerium für Wissenschaft und Technologie der Republik Slowenien bezahlt. Die Studie hätte ich nicht ausführen können ohne die selbstlose Unterstützung zahlreicher hilfsbereiter Menschen, die mir Literatur, Material und Ratschläge gaben, die Richtigkeit meiner Beweise überprüften, ihre Gastfreundschaft boten, den Text durchsahen, mich an den Fundorten umherführten und zu dieser Arbeit ermunterten. Einige von ihnen habe ich hier und dort beiläufig schon erwähnt, wollte ich aber ganz genau sein, wären die Anmerkungen zahllos. Meine Freunde werden mir gewiß nicht nachtragend sein, wenn ich sie jetzt nur gemeinsam aufführe und ihnen damit meinen aufrichtigen Dank bekunde: Dr. Géza Alföldy, Mateja Belak, Dr. Edel Bhreathnach, Dr. Dragan Božič, Dr. Metka Furlan, Dr. Franz Glaser, Dr. Jana Horvat, Axel Huber, Dr. Hans - Dietrich Kahl, Dr. Kurt Karpf MA, Dr. Lubomír Jan Konečný, Dr. Monika Kropelj, Luitgard Löw MA, Mag. Mirjam Mencej, Dr. Therese Meyer, Dr. Erika Mihevc Gabrovec, Irena Mirnik Prezelj, Dr. Vladimir Nartnik, Dr. Barry Raftery, Dr. Vinko Rajšp, Dr. Marko Snoj, Ana Šašel, Dr. Marjeta Šašel Kos, Dr. Gerold Walser. Ein ästhetisches Erscheinungsbild verlieh meinen Bildvorlagen Dragica Knific Lunder. Auch ihr gebührt mein Dank.

Aus dem Slowenischen von Marija Javor Briški

1977, Kronika tak řečeného Dalimila. - Praha.

1987, Pet bratov. Slovenska ljudska pravljica. - Zbirka Velike slikanice, Ljubljana.

1993, Brižinski spomeniki. Znanstvenokritična izdaja. - Dela 2. razreda SAZU, Ljubljana.

- ALFÖLDY, G. 1989, Die regionale Gliederung in der römischen Provinz Noricum. - Schriften der philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg 38, 37 - 55.
- BANASZKIEWICZ, J. 1986, Podanie o Piaście i Popielu: studium porównawcze nad wczesnośredniowiecznymi tradycjami dynastycznymi. - Warszawa 1986.
- BANASZKIEWICZ, J. 1990, *Pons mercati, gradus lignei, stepen* i inne. Uwagi o znaku władzy i prawa słowiańskich miejsc wiecowych. - Annales Universitatis Mariae Curie - Skłodowska Lublin - Polonia, Sectio F, Vol. 45, 79 - 89.
- BANASZKIEWICZ, J. 1991, Entre la description historiographique et le schéma structurel. L'image de la communauté tribale: l'exemple des Lučane dans la *Chronica Bohemorum* de Kosmas vers 1125. - [v:] L'histoire médiévale en Europe, Paris, 165 - 175.
- BANASZKIEWICZ, J. 1994, Les hastes colorées des Wisigoths d'Euric (Idace c. 243). - Revue Belge de Philologie et d'Histoire - Belgisch Tijdschrift voor Filologie en Geschiedenis 72, 225 - 240.
- BARROW, G. 1997, The Stone of Scone. - [v:] Der Kärntner Fürstenstein im europäischen Vergleich, Gmünd (v tisku, izdajatelj: Axel Huber).
- BAUM, W. 1993, Margarethe Maultasch in Geschichte und Sage. Zur Kritik historischer Mythen und der Tradierung von Vorurteilen. - Carinthia I, 183, 367 - 408.
- BEZLAJ, F. 1961, Slovenska vodna imena II. - Dela 2. razreda SAZU 9, Ljubljana.
- BEZLAJ, F. 1976, Etimološki slovar slovenskega jezika. Prva knjiga A - J. - Ljubljana
- BEZLAJ, F. 1982, Etimološki slovar slovenskega jezika. Druga knjiga K - O. - Ljubljana.
- BHREATHNACH, E. 1995a, The topography of Tara: the documentary evidence. - Discovery Programme Reports: 2, Project Results 1993, Dublin, 68 - 76.
- BHREATHNACH, E. 1995, Tara. A select bibliography. - Discovery Programme Reports 3, Dublin.
- BHREATHNACH, E. 1996, Cultural identity and Tara from Lebor Gabála Érenn to George Petrie. - (v tisku).
- BHREATHNACH, E. in NEWMAN C. 1995, Tara. - Dublin.
- BIEDERMANN, G. 1996, Romanik in Kärnten. - Klagenfurt.
- BRAY, D. A. 1987, The image of St. Brigit in the early Irish church. - Études celtiques 24, 209 - 215.
- BS = Brižinski spomeniki.
- BUSCHHAUSEN, H. 1978, Die Südtalienenische Bauplastik im Königreich Jerusalem von König Wilhelm II. bis Kaiser Friedrich II. - ÖAW, Philosophisch-historische Klasse, Denkschriften 108, Wien.
- CIL III = Corpus Inscriptionum Latinarum III. - Berolini 1873.
- CIGLENEČKI, S. 1987, Höhenbefestigungen aus der Zeit vom 3. bis 6. Jh. im Ostalpenraum - Višinske utrdeb iz časa 3. do 6. st. v vzhodnoalpskem prostoru. - Dela 1. razreda SAZU 31, Ljubljana.
- DAMES, M. 1992, Mythic Ireland. - London.
- DILLON, M. 1994, The Cycles of the Kings. - Dublin (prva izdaja 1946).
- DOLENZ, H. 1971, Ausgrabungen in der Kirche von St. Peter in Holz (Teurnia). - Carinthia I, 161, 35 - 48.
- DOPSCH, H. 1975, Gewaltbote und Pfalzgraf in Kärnten. - Carinthia I, 165, 125 - 151.
- DOPSCH, H. 1995, ... in sedem Karinthani ducatus intronizavi ... Zum ältesten gesicherten Nachweis der Herzogseinsetzung in Kärnten. - [v:] Regensburg, Bayern und Europa - Festschrift für Kurt Reindel, Regensburg, 103 - 136.
- EGGER, R. 1967, Die Nordwestecke des Herzogstuhles. - Carinthia I, 157, 453 - 459.
- FRÄSS - EHRFELD, C. 1984, Geschichte Kärntens. - Klagenfurt.
- FRIEDRICH, J. 1959, Hethitischen Gesetze. - Leiden.
- FRIEDRICH, J. in KAMMENHUBER, A. 1980, Hethitisches Wörterbuch. - Heidelberg.
- FRITSCH, W. in UCİK, F. H. 1967, Der Aufbau des Herzogstuhls und seine Gesteine. - Carinthia I 157, 444 - 452.
- FURLAN, M. 1995, "stol". - [v:] Etimološki slovar slovenskega jezika 3, Ljubljana, 319 - 320.
- FURLAN, M. 1995a, "rja". - [v:] Etimološki slovar slovenskega jezika 3, Ljubljana, 185 - 186.
- FURLAN, M. 1995b, "ruda I". - [v:] Etimološki slovar slovenskega jezika 3, Ljubljana, 204.
- FURLAN, M. 1995c, "pravi". - [v:] Etimološki slovar slovenskega jezika 3, Ljubljana, 105.
- G[ALLENSTEIN, A.] 1871, Die Neuaufstellung des kärnt. Fürstensteines. - Carinthia 61, 25 - 27.
- GINHART, K. 1967, Der Herzogsitz des Kärntner Herzogstuhls. - Carinthia I 157, 460 - 466.
- GINHART, K. 1969, Waren die Kirche auf der Flattnitz und die Karner von Tigring und Maria Saal je "Taufkirchen?". - Carinthia I 159, 17 - 56.
- GLASER, F. 1989, Das Münster in Molzbichl, das älteste Kloster Kärntens. - Carinthia I 179, 99 - 124.

- GLASER, F. 1993, Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt. - *Carinthia I* 183, 303 - 318.
- GLEIRSCHER, P. 1996, Neues zum Gracarca-Friedhof über Grabelsdorf. - *Carinthia I* 186, 11 - 45.
- GLUHAK, A. 1993, Hrvatski etimološki rječnik. - Zagreb.
- GOLDMANN, E. 1903, Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slovenischen Stammesverband. - *Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte* 68, Breslau.
- GRABER, G. 1914, Sagen aus Kärnten. - Leipzig.
- GRABER, G. 1919, Der Eintritt des Herzogs von Kärnten am Fürstenstein zu Karnburg. - Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch - historische Klasse, Sitzungsberichte 190/5, Wien.
- GRAFENAUER, B. 1952, Ustoličevanje koroških vojvod in država karantanskih Slovencev. - *Dela 1. razreda SAZU* 7, Ljubljana.
- GRAFENAUER, B. 1962, Deset let proučevanja ustoličevanja koroških vojvod, kosezov in države karantanskih Slovencev. - *Zgodovinski časopis* 16, 176 - 209.
- GRAFENAUER, B. 1970, Ustoličevanje koroških vojvod in vojvodski prestol. - *Zgodovinski časopis* 24, 112 - 122.
- GRAFENAUER, B. 1985, Spreobrnjenje Bavarcev in Karantancev. *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*. - *Acta Ecclesiastica Sloveniae* 7, 9 - 43.
- GRAFENAUER, B. 1993, Die Kärntner Herzogseinsetzung und die Edlingerfrage. - *Carinthia I* 183, 353 - 366.
- HARL, O. 1989, Der Stadtplan von Virunum nach Luftaufnahmen und Grabungsberichten. - *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz* 36, 521 - 598.
- HASSINGER, H. 1965, Zollwesen und Verkehr in den österreichischen Alpenländern bis um 1300. - *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* 73, 292 - 361.
- HAUPTMANN, L. 1954, Staroslovenska družba in obred na knežjem kamnu. - *Dela 1. razreda SAZU* 10, Ljubljana.
- HAUSER, K. 1890, Die Karnburg eine ostgotische Festung. - *Mittheilungen der k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale* 16 N.F., 40 - 44.
- HF = *Historia Francorum*.
- HL = *Historia Langobardorum*.
- HUBER, A. 1993, Der "Kreuzstein" am Fratres. - *Die Kärntner Landsmannschaft* 8, 14 - 16.
- JABORNEGG von ALTENFELS, F. M. 1837, Antiquarische Miscellen. - *Carinthia* 27, 211 - 212.
- von JAKSCH, A. 1904, *Monumenta historica ducatus Carinthiae III*. - Klagenfurt.
- JAKSCH, A. 1927, Die Edlinge in Karantanien und der Herzogsbauer am Fürstenstein bei Karnburg. - Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch - historische Klasse, Sitzungsberichte 205/5, Wien - Leipzig.
- JOHANNSON - MEERY, B. 1993, Karolingerzeitliche Flechtwerksteine aus dem Herzogtum Baiern und aus Bayerisch - Schwaben. - *Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung* 27, Kallmünz/Opf.
- JOYNT, M. 1910, Echtra mac Ehdach Mugmedóin. - *Eriu* 4, 91 - 111.
- JUŽNIČ, R. in KOPRIVA S. 1952, *Latinska slovnica*. - Ljubljana.
- KAHL, H. - D. 1980, Zwischen Aquileja und Salzburg. Beobachtungen und Thesen zur Frage romanischen Restchristentums im nachvölkerwanderungszeitlichen Binnen - Noricum. - [v:] *Die Völker an der mittleren und unteren Donau im 5. und 6. Jh., ÖAW Veröffentlichungen der Kommission für Frühmittelalterforschung* 4, Wien, 33 - 81.
- KAHL, H. - D. 1993, Das Fürstentum Karantanien und die Anfänge seiner Christianisierung. - [v:] *Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter*, Wien - Köln - Weimar, 37 - 99.
- KAHL, H. - D. 1995, Bemerkungen zur ältesten Millstätter Domitian - Überlieferung. - [v:] *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (16. und 17. Juni 1995)*, 80 - 120.
- KAHL, H. - D. 1997, Der Millstätter Domitian. Abklopfen einer problematischen Klosterüberlieferung zur Missionierung der Alpenlawen in Oberkärnten. - *Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte, Sonderband, Sigmaringen (v tisku)*.
- KARPF, K. 1989, Das Kloster Molzbichl - ein Missionszentrum des 8. Jahrhunderts in Karantanien. - *Carinthia I* 179, 125 - 140.
- KARPF, K. 1994, Steinerner Kirchengeschichte in Kärnten aus tassilonisch-karolingischer Zeit. - Bamberg (tipkopisni magisterij).

- KARPF, K. 1995, Steinerne Kirchengestaltungen in Kärnten. Zur Problematik frühmittelalterlicher Flechtwerksteine. - [v:] Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (16. und 17. Juni 1995), 66 - 79.
- KARPF, K. 1995a, KG Spittal an der Drau. - Fundberichte aus Österreich 34, 729 - 730.
- KATIČIČ, R. 1987, Hoditi - roditi. Spuren der Texte eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus. - Wiener slavistisches Jahrbuch 33, 23 - 43.
- KATIČIČ, R. 1988, Nachlese zum urslawischen Mythos vom Zweikampf des Donnergottes mit dem Drachen. - Wiener slavistisches Jahrbuch 34, 57 - 75.
- KATIČIČ, R. 1989, Weiteres zur Rekonstruktion der Texte eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus. - Wiener slavistisches Jahrbuch 35, 57 - 98.
- KATIČIČ, R. 1990, Weiteres zur Rekonstruktion der Texte eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus (2). - Wiener slavistisches Jahrbuch 36, 61 - 93.
- KATIČIČ, R. 1990a, Nachträge zur Rekonstruktion des Textes eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus. - Wiener slavistisches Jahrbuch 36, 187 - 190.
- KATIČIČ, R. 1991, Nachträge zur Rekonstruktion des Textes eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus. - Wiener slavistisches Jahrbuch 37, 37 - 39.
- KATIČIČ, R. 1992, Baltische Ausblicke zur Rekonstruktion der Texte eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus. - Wiener slavistisches Jahrbuch 38, 53 - 73.
- KLEMENČIČ, M. 1995, Sv. Trije kralji v Slovenskih goricah. Gradbena zgodovina in izvor arhitekturnega tipa. - Zbornik Soboškega muzeja 4, 21 - 36.
- KNIFIC, T. in PLETERSKI A. 1993, Staroslovanski grobišči v Spodnjih Gorjah in Zasipu. - Arheološki vestnik 44, 235 - 267.
- KONEČNÝ, L. J. 1996, Nejstarší krypty a funkce Svatopetrského chrámu v Brně. - Umění 44, 315 ss.
- KOS, F. 1906, Gradivo za zgodovino Slovencev 2. - Ljubljana.
- KOS, M. 1936, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. - Razprave znanstvenega društva v Ljubljani 11, Ljubljana.
- KOPPERS, W. 1936, Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen. - [v:] Die Indogermanen- und Germanenfrage, Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik 4, 279 - 411.
- KRANZMAYER, E. 1958, Ortsnamenbuch von Kärnten II. - Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 51, Klagenfurt.
- KREK, G. 1887, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. - Graz.
- KROPEJ, M. 1995, Pravljica in stvarnost: odsev stvarnosti v slovenskih ljudskih pravljičah in povedkah ob primerih iz Štrekljeve zapuščine - Zbirka ZRC 5, Ljubljana.
- KUBES, K. 1976, Die Sakralarchitektur vom 10. bis zum Ausgang des 12. Jhdts. - [v:] 1000 Jahre Babenberger in Österreich, Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge 66, 471 - 498.
- KUMER, Z. in MATIČETOV M. in VODUŠEK V. 1981, Slovenske ljudske pesmi 2: pripovedne pesmi. - Ljubljana.
- LUDAT, H. 1982, Farbenbezeichnungen in Völkernamen. - [v:] Slaven und Deutsche im Mittelalter, Köln - Wien, 285 - 311 (ponatis članka iz: Saeculum 4, 1953, 138 - 155).
- MAL, J. 1942, Osnove ustoličenja karantanskega kneza. - Glasnik muzejskega društva za Slovenijo, 1 - 62.
- MALLORY, J. P. 1989, In Search of the Indo-Europeans. - London.
- MAYER, S. M. 1821, Wanderung in die Umgebungen des Carantaner - Berges. - Kärntnerische Zeitschrift 3, 145 - 164.
- MORDEK, H. in GLATTHAAR M. 1993, Von Wahrsagerinnen und Zauberern. Ein Beitrag zur Religionspolitik Karls des Großen. - Archiv für Kulturgeschichte 75, 33 - 64.
- MORO, G. 1967, Zur Zeitstellung und Bedeutung des Kärntner Herzogstuhles. - [v:] Mundart und Geschichte, Studien zur österreichisch-bairischen Dialektkunde 4, Wien, 95 - 110.
- MORO, G. 1967a, Zur Geschichte des Kärntner Herzogstuhles. - Carinthia I 157, 420 - 441.
- MYTUM, H. 1992, The Origins of Early Christian Ireland. - London - New York.
- NEWMAN, C. 1995, The Tara survey. Interim report. - Discovery Programme Reports: 2, Project Results 1993, Dublin, 62 - 67.
- NÍ CHATHÁIN, P. Traces of the cult of the horse in early Irish sources. - The Journal of Indo-European Studies 19, 123 - 131.
- NIERMEYER, J. F. 1976, Mediae latinitatis lexicon minus. - Leiden.
- NN, 1812, Die Kaerntnerischen Herzogstuehle auf dem Karnburger - Huegel, und im Sonnenfelde. - Carinthia, 28, 29.

- NN, 1855, Antiquarischer Fund. - Carinthia 45, 115.
- OLD = Oxford Latin Dictionary 1980, Fascicle 7, Qualiterqualiter -- Sopitus. - Oxford.
- OLMSTED, G. 1992, The Earliest Narrative Version of the Táin: Seventh-century Poetic References to Táin bó Cúailnge. - Emania, Bulletin of the Navan Research Group 10, 5 - 17.
- OLOF, K. D. 1996, Zu den Katalogen in den Freisinger Denkmälern. - [v:] Zbornik Brižinski spomeniki, Dela 2. razreda SAZU 45, Ljubljana, 87 - 95.
- PASCHINGER, V. 1954, Das Lurnfeld. Geographische Grundlagen einer historischen Landschaft. - Carinthia I, 144, 578 - 586.
- PHILIPPSON, E. 1923, Der Märchentypus von König Drosselbart. - FF Communications 50, Greifswald.
- PICCOTTINI, G. 1970, Neue Inschriftfunde aus Kärnten. - Pro Avstria Romana 20, 28 - 29.
- PICCOTTINI, G in DOLENZ, H. 1993, Die Ausgrabungen in Virunum (Zollfeld) im Jahre 1992. - Carinthia I 183, 245 - 256.
- PICHLER, F. 1888, Virvnm. - Graz.
- PLETERSKI, A. 1990, Slovenski državni simboli - od kod in kam.- Delo, 14. VI, 9.
- PLETERSKI, A. 1994, ECCLESIA DEMONIBUS ADDICTA. Povedka o poganskem svetišču v Millstattu. - Zgodovinski časopis 48, 297 - 306.
- PLETERSKI, A. 1996, Strukture tridelne ideologije v prostoru pri Slovanih. - Zgodovinski časopis 50, 163 - 185.
- PLETERSKI, A. 1996a, Arheologija in nastanek Brižinskih spomenikov. - Zbornik Brižinski spomeniki, 1996, str. 27 - 42.
- PLETERSKI, A. in BELAK M. 1995, ZBIVA. Cerkev v Vzhodnih Alpah od 8. do 10. stoletja. - Zgodovinski časopis 49, 19 - 43.
- POGATSNIGG, V. 1862, Margaretha Maultasche in der Volksüberlieferung der Alpenländer. - Carinthia 52, 71 - 76.
- P[OGATSNIGG], V. 1898, Sagen von den Heiden im Gebiete des Millstättersees. - Carinthia I, 88, 4 - 8.
- POHL, H. D. 1996, Zur Sprache der Freisinger Denkmäler. - [v:] Zbornik Brižinski spomeniki, Dela 2. razreda SAZU 45, Ljubljana, 311 - 321.
- PONTFARCY, Y. de 1987, Two late inaugurations of Irish kings. - Études celtiques 24, 203 - 208.
- PUHVEL, J. 1984, Hittite Etymological Dictionary. - Berlin, New York, Amsterdam.
- PUNTSCHART, P. 1899, Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten. - Leipzig.
- ROLLESTON, T. W. 1994, Celtic. - London (ponatis).
- SAYERS, W. 1994, Conventional descriptions of the horse in the Ulster Cycle. - Études celtiques 30, 233 - 249.
- SCHITTER, J. 1975, Heimat Mariapfarr. - Mariapfarr(?).
- SCHLEIF, H. 1939, SS-Ausgrabung Karnburg. - Carinthia I 129, 261 - 271.
- SCHRÖDER, F. R. 1927, Ein altirischer Krönungsritus und das indogermanische Rossopfer. - Zeitschrift für keltische Philologie 16, 310 - 312.
- SCHWAB, H. 1994, Eine außergewöhnliche Gürtelgarnitur des frühen Mittelalters von Vallon/sur Dompierre, Kanton Freiburg, Schweiz. - Germania 72, 515 - 528.
- SJOESTEDT, M. L. 1994, Gods and Heroes of the Celts. - Dublin (prva izdaja 1949).
- ŚLUPECKI, L. P. 1994, Slavonic Pagan Sanctuaries. - Warsaw.
- SNOJ, M 1995, "svet III". - [v:] Etimološki slovar slovenskega jezika 3, Ljubljana, 349.
- SNOJ, M 1995a, "sod II". - [v:] Etimološki slovar slovenskega jezika 3, Ljubljana, 283 s.
- STEINMANN, U. 1967, Die älteste Zeremonie der Herzogseinsetzung und ihre Umgestaltung durch die Habsburger. - Carinthia I 157, 469 - 497.
- ŠAŠELJ, M. 1896, Gospa Sveta. Začetek, zgodovina, svetišča in znamenitosti te Božje poti. - Celovec.
- ŠPRAJC, I. 1991, Arheoastronomija. - Ljubljana.
- ŠTIH, P. 1995, Plemenske in državne tvorbe zgodnjega srednjega veka na slovanskem naseljenem prostoru v vzhodnih Alpah. - [v:] Slovenci in država, Razprave 1. razreda SAZU, Ljubljana, 21 - 45.
- ŠTREKELJ, K. 1904 - 1907, Slovenske narodne pesmi III. - Ljubljana.
- THURNEISEN, R. 1909, Handbuch des Alt-Irischen, II. Teil: Texte mit Wörterbuch. - Indogermanische Bibliothek I/6, Heidelberg.
- UBL, H. 1982, KG Mariapfarr, OG Mariapfarr, VB Tamsweg. - Fundberichte aus Österreich 21, 322.
- WAKOUNIG, F. 1995, So našli Karantance iz 9. - 10. stoletja? - Slovenski vestnik, 21. XII., 10 - 11.

- WEBSTER, J. 1996, Sanctuaries and sacred places. - [v:] The Celtic World, London - New York, 445 - 464.
- WINKLER, G. 1985, Die römischen Straßen und Meilensteine in Noricum - Österreich. - Schriften des Limesmuseum Aalen 35, Stuttgart.
- WOLFRAM, H. 1979, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien. - Wien - Köln - Graz.
- WOLFRAM, H. 1995, Salzburg, Bayern, Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit. - Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 31, Wien - München.
- WUTTE, M. 1912, Kärntner Gerichtsbeschreibungen. - Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 20 - 21, Klagenfurt.
- WUTTE, M. 1929, Die Wiederherstellung des Herzogstuhls im Jahre 1834. - Carinthia I 119, 33 - 55.
- WUTTE, M. 1941, Karnburg und Tanzenberg. - Carinthia I, 131, 341 - 359.
- ZADNIKAR, M. 1959, Romanska arhitektura na Slovenskem. - Ljubljana.